



# DIG MAGAZIN

Nr. 1 / 2013



**White City Tel Aviv**

**Editorial**

Reinhold Robbe      Gedenken und Hoffnung      3

**White City Tel Aviv**

Gil Yaron      Eine Stdt entdeckt ihr deutsches Erbe      4

Reinhold Robbe      Die „Weiße Stadt“ in Tel Aviv - ein Leuchtturm      8

Knut Teske      Eine lebendige deutsch-israelische Kooperation      9

Rezension      Die Weiße Stadt      10

Leserbrief      10

**Jerusalem Foundation**

Sternstunden e.V.-Spende für MICHA-Projekt      12

Gautinger Studiengruppe in Jerusalem      12

Hilfe für traumatisierte Kinder      12

**Geschichte**

Knut Teske      Jitzhak Schamir      13

AG Bielefeld      Justus Meyer - der Jahrhundertzeuge      14

Pro. Ingo Müller/  
Karl H. Wieser      Das KZ Lublin-Majdanek und die Justiz      16

AG Wiesbaden      Abraham Geiger - Ein großer Gelehrter, Reformers ds Judentums und Rabbiner in Wiesbaden      17

**Kontakte und Begegnungen**

MdB Lange trifft KKL-Präsident Efi Stenzler      17

Reinhold Robbe      Feierliche Preisverleihung bei der iF design awards night in München      18

Berlin      Gedenk- und Benefizveranstaltung      19

Lukas Welz      Junges Forum: Dritter greenXchange 15 Jahre AJC Berlin      19

**Arbeitsgemeinschaften**

Bielefeld      Avi Primor zu Israel nach den Wahlen      20

Mannheim      20. Geburtstag der AG Rhein Neckar      20

Bielefeld      Anetta Kahane über legitime Kritik und israelbezogenen Antisemitismus      21

Kassel      Wahre Freunde - falsche Freunde?      22

Heilbronn-Unterland      Balkan und Naher Osten      23

Augsburg-Schwaben      3-Tagestour ins „rheinische Jerusalem“      24

**Meinung**

Stuttgart      Antisemitisch? Wir doch nicht!      24

**Junges Forum**

Lukas Welz      Junges Statut      25

**Nachrufe**

Rolf Kleidermann      Abschied von Dr. Manfred Worm      26

Wolfgang M. Nossen      Nachruf für Franz J. Schotte      27

Barbara Hoff's      Abschied von Ilana Barnea      28

**Rezensionen**

28



White City Tel Aviv

ab S. 5

**Impressum**

**Herausgeber:**  
Deutsch-Israelische Gesellschaft (DIG)  
Verantwortlich: Reinhold Robbe  
Martin-Buber-Straße 12 • 14163 Berlin  
Tel.: 0 30/80 90 70 28 • Fax: 0 30/80 90 70 31  
E-Mail: digberlin@onlinehome.de

**Redaktion:**  
Reinhold Robbe, Dieter Ernst,  
Hildegard Radhauer, Knut Teske

**Layout, Graphik, Satz:**  
OUTLINE Graphikbüro Dieter Ernst  
Sternstraße 39 • 34414 Warburg  
Tel.: 0 56 41/83 24 • info@conzedruck.de

**Gestaltung Titel und DIG-Logo:**  
schmitt. kommunikation / Marc Schmitt  
Simon-von-Utrecht-Str. 85a  
20359 Hamburg  
+49.40.571.347.06  
mail@schmittkommunikation.com

**Druck & Verarbeitung:**  
CONZE DRUCK  
Neutorstraße 3 • 34434 Borgentreich  
Tel.: 0 56 43/98 02 54 • info@conzedruck.de

**Bildnachweis:**  
Arbeitsgemeinschaften, Jerusalem Foundation,  
Nitza Smok/Archiv „Weiße Stadt“, Dieter Münker,  
Westfalen-Blatt Bielefeld/Hans-Werner Büscher,  
Leonard Kaminski/American Jewish Committee,  
Kerstin Müller, Gerd Pfitzner, Günther Lübbers,  
Andreas Schnadwinkel, F. Thoma  
Titel: *Haus in Tel Aviv im Bauhausstil*  
Foto: israeltourism

**Erscheinungsweise:**  
Einmal im Vierteljahr. Der Bezugspreis des DIG-MAGAZINS ist mit dem Mitgliedsbeitrag abgegolten. Für namentlich gekennzeichnete Artikel sind die jeweiligen Autoren verantwortlich.

**Bankverbindung:**  
Berliner Sparkasse  
Konto-Nummer: 10 1000 91 99 • BLZ: 100 500 00



Herausgegeben mit freundlicher Unterstützung des Auswärtigen Amtes

# Gedenken und Hoffnung

Von Reinhold Robbe

**B**ei den jüngsten Bombenanschlägen am Rande einer Marathon-Veranstaltung in der amerikanischen Stadt Boston waren drei Todesopfer zu beklagen. Mehr als 150 Passanten wurden schwer verletzt. Die Bilder unmittelbar nach den Anschlägen glichen jenen Szenen, wie wir sie aus aktuellen Krisenstätten in Syrien, Irak oder Afghanistan kennen. Der Welt wurde wieder einmal vor Augen geführt, wie verletzlich die freie westliche Zivilisation ist.

Es gab eine Zeit, in der solche Terroranschläge fast täglich zu beklagen waren. Die Rede ist natürlich von Israel. Wir erinnern uns an die vielen Opfer von Selbstmordattentätern und Bombenanschlägen. In diesen Wochen gedenken die Menschen in Israel und in allen Teilen der Welt jener rund 23.000 Soldaten und Zivilisten, die in den Kriegen und Terroranschlägen in der 65jährigen Geschichte Israels gestorben sind. Der „runde Geburtstag“ ist für unsere israelischen Freunde Anlass, alle Menschen zu ehren, die seit der Unabhängigkeit vor 65 Jahren ihr Leben verloren.

Aber selbstverständlich blicken die Menschen in Israel nicht nur zurück, sondern schauen trotz der nach wie vor schwierigen Lage und der Bedrohungen aus dem Iran, aus Syrien und aus dem Gaza nach vorn und feiern die unglaublichen Erfolge ihrer Geschichte der zurückliegenden sechseinhalb Jahrzehnte.

Auch wir, die Mitglieder in der Deutsch-Israelische Gesellschaft, freuen uns mit den Menschen in Israel und gratulieren von ganzem Herzen zum „runden“ Jubiläum.

Für uns Israel-Freunde ist dieses Datum auch eine wunderbare Gelegenheit, in großer Dankbarkeit an die vielen Persönlichkeiten zu erinnern, die sich seit Bestehen des jüdischen Staates im Nahen Osten um die Beziehungen zwischen unseren beiden Staaten verdient gemacht haben. Und damit sind nicht nur die großen Persönlichkeiten gemeint, son-

dern insbesondere die vielen Menschen an der Basis, ohne die unsere „einzigartigen Beziehungen“ niemals vorstellbar gewesen wären.

\*\*\*

Große Jubiläen werfen bekanntlich ihre Schatten voraus. Auch in den deutsch-israelischen Beziehungen gilt diese alte Weisheit. Deshalb blicken wir Israel-Freunde bereits heute auf ein Datum, das für den jungen Staat Israel und die ebenso junge Bundesrepublik Deutschland eine neue Ära einläutete. Am 12. Mai 1965 vereinbarten die beiden Staaten die Aufnahme diplomatischer Beziehungen. Dem vorausgegangen war bekanntlich ein langer und bisweilen mühsamer Prozess der Annäherung. Es gab vorsichtige Annäherungsversuche auf der offiziellen Ebene zwischen den Regierungschefs und vertrauliche Verhandlungen über die Reparationen für den Staat Israel und die Holocaust-Überlebenden. Diese Verhandlungen mündeten 1952 in das „Luxemburger Abkommen“ und rund 13 Jahre später war es dann soweit: Die ersten Botschafter wurden ausgetauscht.

In zwei Jahren blicken wir auf fünf Jahrzehnte deutsch-israelische Partnerschaft zurück. Noch viel Zeit, mögen einige denken. Aber die Vorbereitungen beginnen schon jetzt. Und das hat seine Berechtigung. Unabhängig von einer rechtzeitigen Terminplanung müssen schon heute die ersten Pflöcke für die vielen unterschiedlichen Themen des Jubiläumjahres eingeschlagen werden. Denn es geht bei diesem Jubiläum nicht nur um einen Rückblick auf 50 Jahre Diplomatie. Mindestens ebenso bedeutsam ist die zivilgesellschaftliche Seite der Beziehungen zwischen Deutschland und Israel. Ob es die Wirtschaft, die Wissenschaft, der Sport oder die Kultur ist – auf sämtlichen Feldern hat sich im Laufe der Zeit eine exzellente Partnerschaft entwickelt, die jedem Vergleich standhält. Heute können



Reinhold Robbe

beide Staaten auf eine stolze Bilanz der einzigartigen Beziehungen verweisen, die ihresgleichen sucht.

Leider spiegelt sich diese Vielfältigkeit und Intensität der Partnerschaft aber nicht unbedingt im Bewusstsein der deutschen und israelischen Gesellschaften wider. Diese bedauerliche Tatsache hat unterschiedliche Ursachen. Eine Ursache für die offensichtlich vorhandene Diskrepanz zwischen der offiziellen und gesellschaftlichen Wahrnehmung ist meines Erachtens in der mangelnden „Bodenhaftung“ der bilateralen Politik zu suchen. Auch wenn die Regierungskonsultationen häufig, die Zahl der Städtepartnerschaften hoch und der Jugendaustausch intensiv sein mögen, so fehlt es trotzdem – zumindest in weiten Teilen der deutschen Bevölkerung – an der Bereitschaft, sich mit den Werten und Grundüberzeugungen des Partnerlandes zu identifizieren. Sehr deutlich wird dies beim Thema „Staatsräson“. In seinem neuen Buch legt der bekannte Fernsehjournalist und bekennende Israelfreund Werner Sonne den Finger in die Wunde. Sonne hinterfragt den häufig in „Sonntagsreden“ gehörten Satz „Israels Sicherheit ist Teil der deutschen Staatsräson“ und kommt zu er-

nüchternen Ergebnissen, die unsere Verantwortlichen in Politik und Gesellschaft eigentlich aufhorchen lassen müssten. Denn die Absichtserklärungen deutscher Politiker in dieser Frage sind nicht unbedingt deckungsgleich mit weiten Teilen der bundesdeutschen Bevölkerung, um es vorsichtig zu formulieren.

Vor diesem Hintergrund kommt dem Jubiläumsjahr 2015 eine große und bisher ungeahnte Bedeutung zu. Denn welcher Anlass wäre besser geeignet, die deutsch-israelischen Beziehungen auf eine neue Plattform zu stellen? Das Jubiläumsjahr muss sicher genutzt werden für eine umfassende Bestandsaufnahme. Aber mindestens ebenso wichtig ist die Frage, wie die „einzigartigen Beziehungen“ für die künftigen Generationen gestaltet werden können. Junge Menschen denken heute sehr viel unbefangener und pragmatischer über die Beziehungen zwischen Deutschland und Israel als ihre Mütter und Väter. Deshalb reicht es eben nicht aus, nur den Politikern die Pflege dieser Beziehungen zu überlassen. Gefordert sind im Grunde alle Bürgerinnen und Bürger, gefordert ist die Zivilgesellschaft, wenn eine neue Ära in den Beziehungen eingeläutet werden soll.

Die Deutsch-Israelische Gesellschaft, die im übrigen ein Jahr nach der Aufnahme der staatlichen Beziehungen gegründet wurde, steht in diesem Zusammenhang ganz besonders in der Pflicht. Wir sollten das Jubiläumsjahr als Chance begreifen, den Fokus des öffentlichen Interesses auf die vielen wunderbaren Erfolge und „Leuchttürme“ zu richten, die in den vergangenen 50 Jahren in beiden Ländern entstanden sind. Die DIG sollte sich auch als eine Art Scharnier anbieten zwischen den staatlichen Organen und der Bevölkerung. Die DIG sollte weiterhin nichts unversucht lassen, um das Jubiläumsjahr für eine Belebung der Freundschaft zwischen den Menschen hüber und drüber zu nutzen. Dafür sind Einfallsreichtum, Mut für neue Wege, sehr viel Engagement und vor allem viele Verbündete notwendig. Wenn sich alle daran beteiligen, kann das Jahr 2015 weit mehr werden als irgendein Jubiläumsdatum. ■

*Yaela Bone*



# Eine Stadt entdeckt ihr deutsches Erbe

Von Gil Yaron

**N**irgendwo auf der Welt stehen mehr Gebäude der „modernen Architektur“ als in Tel Aviv. Ob schon sie teilweise gesetzlich geschützt sind, befinden sich die meisten von ihnen in einem maroden Zustand. Erst seit wenigen Jahren lernt Tel Aviv seine Geschichte und Schönheit zu schätzen. Dazu gehören vor allem auch die deutschen Wurzeln der ersten hebräischen Stadt.

Mit schweren Hämmern bewehrt, stiegen die Männer eines Morgens im Jahr 1959 auf das Dach eines maroden Baus im Herzen Tel Avivs. Es dauerte nicht lang, bis die ehrwürdigen Wände den dumpfen Schlägen nachgaben. Dabei war das Herzliyah Gymnasium wohl eins der symbolträchtigsten Gebäude der Stadt. Es war der erste Bau, der in Tel Aviv errichtet worden war und er wurde zu einer legendären Einrichtung, in der die Elite des Landes ausgebildet wurde. Nun räumte er einer Straße und einem schnöden Hochhaus den Weg<sup>1</sup>. Jahrzehnte lang betrieben israelische Baulöwen in der Stadt so ungestört architektonische Selbstzerfleischung. Zig

historische Gebäude fielen ihnen zum Opfer: Beispiele des Eklektizismus wie die alte Oper direkt am Strand<sup>2</sup>, Prachtbauten des Brutalismus, wie das Haus der Kibbuzbewegung<sup>3</sup>, selbst Meilensteine des „Internationalen Stils“, wie das Haus von Abulafia und der Künstlerin Hadgadya<sup>4</sup>. Erst viele Jahre später würde aus dem Aufruhr, den der Anblick des Bauschutts des Herzliyah Gymnasiums auslöste, eine Bewegung werden, die Israels architektonisches Erbe bewahrt.

Denn die Debatte, was in Israel unter Denkmalschutz stehen soll und wie schutzwürdige Gebäude bewahrt werden sollen, ist alles andere als trivial. In einem Land mit akutem Platzmangel, wo jeder Spatenstich archäologische Funde zu Tage bringt, stehen die Antike und der Wunsch nach neuem Wohnraum in einem starken Konkurrenzverhältnis. Lange regelte allein das „Altertumsgesetz“ diese Frage. Nur Gebäude, die vor dem Jahr 1700 entstanden, waren denkmalgeschützt. In Tel Aviv, das 1909 gegründet wurde, folglich kein einziges. Doch

der Abriss des Herzliyah Gymnasiums, eine der Geburtsstätten der neuen hebräischen Kultur, machte vielen klar, dass auch jüngeren Gebäuden Schutz gebührt. Langfristig entstand so die Behörde für Denkmalschutz, die erstmals 1984 tagte.

Zwanzig Jahre später ist Denkmalschutz auf Hebräisch kein Fremdwort mehr. „Auf der Liste des Tel Aviver Denkmalschutzes befinden sich inzwischen rund 1600 Gebäude“, sagt Schira Binjamini, die im Rathaus dafür verantwortlich ist. Der größte Teil von ihnen sind Gebäude im „Internationalen Stil“, jener modernen Architektur, die in Tel Aviv einen derart einzigartigen Ausdruck fand, dass die UNESCO sie zum Weltkulturerbe erklärte.

Diese für Tel Aviv freudige Deklaration hat ihren Ursprung in der Tragödie, die in den dreißiger Jahren in Deutschland ihren Lauf nahm. Noch Ende der zwanziger Jahre verunglimpften ambitionöse Architekten Tel Aviv als „Klein-Odessa“, als „provinzielle mediterrane Stadt“, in der der Eklektizismus willkürlich europäische und arabische Elemente miteinander verband, während man händeringend nach einem eigenen Baustil suchte. Die Einwanderungswelle europäischer Architekten auf der Flucht vor den Nazis lieferte die lang ersehnte Antwort: Mies van der Rohes „weniger ist mehr“, Louis Sullivans „FFF – Form folgt aus Funktion“ und die „neue Sachlichkeit“ des BAUHAUS waren die Leitmotive dieses neuen „internationalen Stils“. Dessen schlichte, nüchterne Formen waren in Deutschland zwar bald als „heimatlos“ und „jüdisch“ verschrien und mussten dem Monumentalen des faschistischen Regimes weichen. In Palästina wurden sie jedoch bald zum inoffiziellen architektonischen Ausdruck des Zionismus.

Tel Aviv wuchs nach der Machtübernahme Adolf Hitlers mit atemberaubender Geschwindigkeit, jüdische Architekten aus Mitteleuropa tobten sich hier nun aus. Zwischen 1931–48 errichteten sie 3700 Gebäude im internationalen Stil, die größte Ansammlung weltweit. Ihrer Ideologie getreu passten sie ihre klaren Entwürfe den lokalen klimatischen Bedingungen an: tiefe Balkone sollten für Schatten sorgen, die Häuser stehen auf Pfeilern, um Wind auf die Straßen zu lassen. Die Dächer sind flach, und wurden nach Sonnenuntergang oft zum sozialen Treffpunkt, an dem man die kühle Mee-



resluft und den Ausblick genießen konnte. Die Häuser wurden in grell-weiß bis gefällig beige gehalten. Die Gebäude standen frei in grünen Gärten, um für Durchzug zu sorgen, damit die Meeresbrise die Häuser kühlen konnte.

Nicht nur das Gedankengut kam aus Deutschland, auch die Bausubstanz selbst. Denn gemäß des Haavara-Vertrags, den die zionistische Führung mit Berlin ausgehandelt hatte, durften Deutschlands Juden den Großteil ihres Vermögens nur in der Form von Gütern mitbringen: Maschinen, Möbel oder Baumaterial. Und so haben sich in diesen Gebäuden noch originale Stromschalter, Türgriffe und Fenster aus dem Deutschland der dreißiger Jahre erhalten.

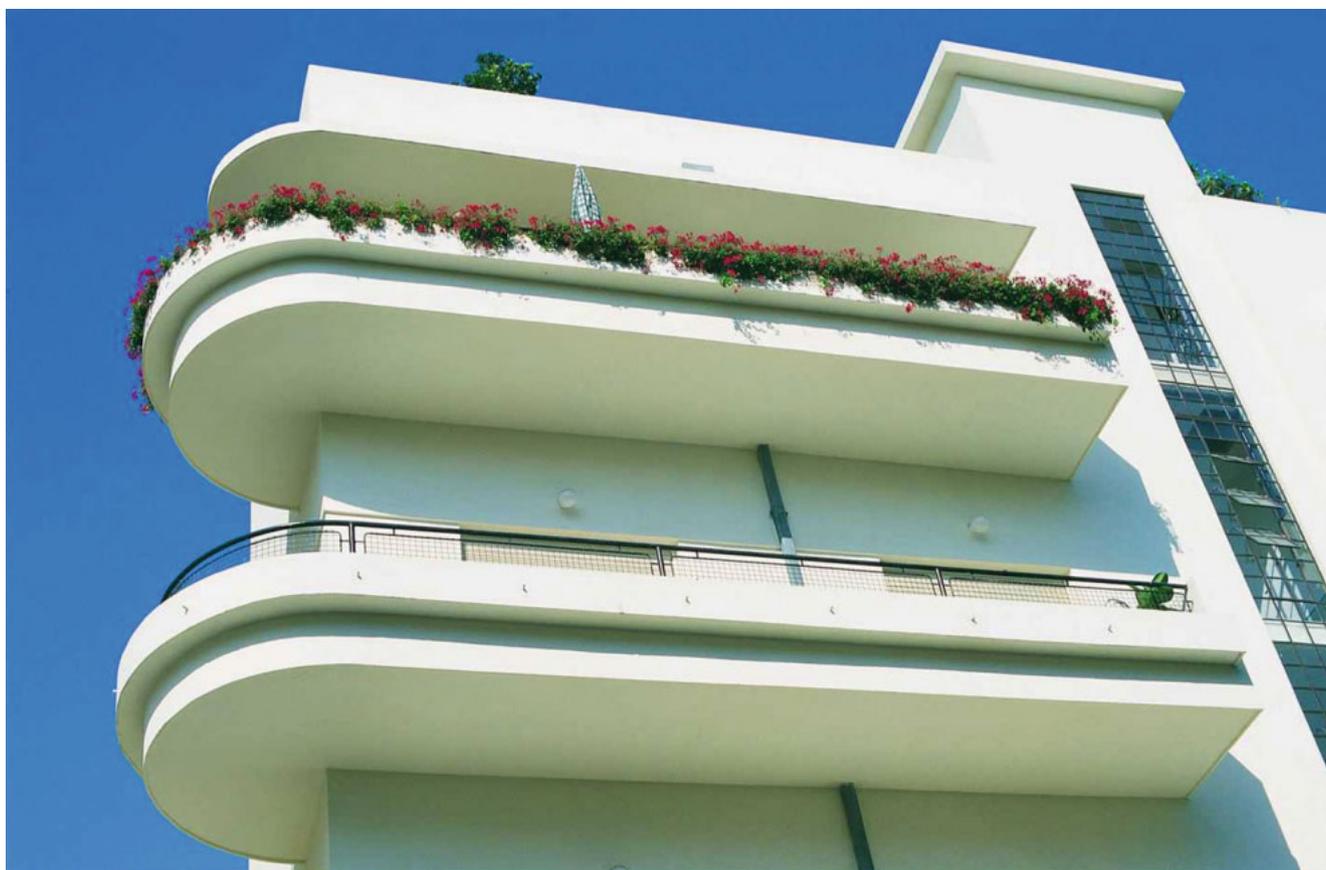
Dass die meisten Häuser dieser Zeit überhaupt noch stehen, verdanken sie einem indirekten Schutz: „Sie haben drei oder vier Etagen. Der Stadtplan sieht aber höchstens fünf Etagen vor. Deswegen lohnte es sich finanziell nicht, sie abzureißen und neue Häuser zu errichten“, sagt Binjamini. Aber in einer Stadt, in der rund 50% der Wohnungen vermietet werden, gab es andererseits auch keine Motivation die Gebäude zu erhalten. Und so steht



der Denkmalschutz in Tel Aviv vor einer großen Herausforderung. Dieses einzigartige Kulturerbe steht vor dem Verfall. Die Fassaden der „Weißen Stadt“ sind heute überwiegend braun-grau, der von der salzreichen Seeluft angegriffene Putz blättert von den Wänden. Nach der Erfindung der Klimaanlage wurden die schattigen Ter-

rassen mit Plastikrollläden geschlossen, die luftigen Dächer verkamen zum Abstellplatz für Heißwasserbereiter. Die grünen Gärten sind verwildert, oder wurden in schmucklose Parkplätze verwandelt.

Das soll sich nun endlich ändern. Zehn Jahre nach dem UNESCO Beschluss ist Wandel spürbar. Die Stadt hat ein ame-





rikanisches Modell für Denkmalschutz adaptiert: Investoren dürfen ihre Häuser aufstocken, wenn sie den unteren Teil des Gebäudes fachgerecht sanieren. So gewinnen alle etwas: Die Stadt erhält ein kostenloses Facelift, die Investoren verkaufen gewinnbringend die neuen, oberen Etagen, und dank der Nachverdichtung wird im Zentrum mehr Wohnraum geschaffen. So wurden „bisher etwa 400 denkmalgeschützte Gebäude saniert“, sagt Binjamini – ohne Steuergelder.

Doch bei der gewaltigen Aufgabe, Tel Aviv als lebendiges, sich ständig weiter entwickelndes Museum der Moderne zu erhalten, stoßen Israelis schnell an Grenzen: „Hier fehlt einfach das Sachwissen, um die Häuser, die oft mit deutschem Knowhow gebaut wurden, fachgerecht zu sanieren“, meint die Architektin Sharon Golan<sup>5</sup> vom Denkmalschutz. Als ersten Schritt hat sie für Anfang Mai einen

internationalen Kongress in Tel Aviv organisiert, auf dem internationale Experten untersuchen sollen, wie man die alten Häuser ökologisch sinnvoll sanieren und zugleich mehr Wohnraum schaffen kann.

In den letzten Regierungskonsultationen zwischen Israel und Deutschland in Berlin einigten sich die Regierungen auch Dank der Anstrengungen der DIG darauf, gemeinsam die Errichtung eines Denkmalschutzzentrums voranzutreiben. Es soll dabei helfen, das deutsche architektonische Erbe in Israel zu retten. Hier sollen Israelis und Deutsche Informationen austauschen, Geschäftsbeziehungen knüpfen und den Werdegang der deutschen Flüchtlinge, die Israels größte Stadt errichteten, gemeinsam erforschen können. Und so wird mit Hilfe der einzigartigen Architektur Tel Avivs das Fundament für die zukünftigen Beziehungen zwischen Israel und Deutschland gelegt. ■

#### Anmerkungen:

1. Der Schalom Turm wurde 1965 fertiggestellt. Der Name war nicht dem Frieden, auf Hebräisch „Schalom“, gewidmet, sondern Herrn Schalom Meier, einem der Investoren, die das Grundstück erworben hatten. Er ist vor allem dafür bekannt, dass er für kurze Zeit das höchste Gebäude des Nahen Ostens war.
2. Hier tagte die erste Knesset, das israelische Parlament, nach der Staatsgründung und bis sie nach Jerusalem zog. Heute steht hier ein Wolkenkratzer mit Einkaufszentrum und Luxuswohnungen.
3. Der Bau der Architekten Siva Armoni und Hanan Baron stand auf der Sutin-Straße 27. Auch hier wird gerade, wie scheinbar fast überall in Tel Aviv, ein Luxuswohnturm errichtet.
4. Experten betrachten das Haus Zeev Rechters, der 1925 in seinem Entwurf arabische mit modernen Elementen verband, als erstes Beispiel moderner Architektur in Tel Aviv.
5. Die zitierte Architektin Sharon Golan ist die Ehefrau des Autors.

# Die „Weiße Stadt“ in Tel Aviv – ein Leuchtturm

## Über die Hintergründe eines großartigen Projektes

Von Reinhold Robbe

Vieles im Leben ergibt sich zufällig. Eine wunderbare Begegnung, ein tolles Erlebnis oder auch eine großartige Idee. Diese alte Erkenntnis lässt sich auch auf ein Projekt anwenden, das vor etwa einem Jahr am Rande der letzten Präsidiumsreise unserer DIG in Israel geboren wurde. Um aus dem „Nähkästchen zu plaudern“: Wir waren eingeladen von Sharon Golan, der Stadtarchitektin von Tel Aviv, die sich unter anderem auch um den Denkmalschutz dort kümmert. Sharon Golan zeigte uns alte und neue Aufnahmen von sehenswerten Ob-

jekten der sogenannten „White City“, bei uns in Deutschland bekannter unter dem eigentlich nicht ganz korrekten Begriff „Bauhaus-Viertel“. Sharon erläuterte uns zahlreiche Fakten, bekannte und weniger bekannte. Was bei uns an diesem Abend großes Erstaunen auslöste, war jedoch der Hinweis, dass viele der rund 6.000 Häuser in der „White City“ dringend renovierungsbedürftig seien. Etliche Objekte würden nahezu vor dem Verfall stehen. Grund hierfür sei nicht etwa fehlendes Geld für die notwendige Renovierung, weil die Stadt im Laufe der Jahre ein interessantes Finanzierungsmodell entwickelt habe, wie uns Sharon weiter berichtete. Das größte Problem ergebe sich vielmehr aus der Tatsache, dass oftmals das Wissen und die alten handwerklichen Fähigkeiten fehlen würden, um die Häuser fachgerecht zu restaurieren. Denn die Häuser seien Anfang des letzten Jahrhunderts größtenteils von deutschen Architekten und Bauherren errichtet worden. Mit den damaligen Techniken und Baumaterialien. Gefordert sei demnach das richtige „Know-how“, nämlich deutsches „Know-how“. Da müsste sich doch eigentlich was machen lassen, meinte Sharon in ihrer ebenso bezaubernden wie hartnäckigen Art. Weil ich vom ersten Moment an regelrecht begeistert von dem Gedanken war, die Probleme der „Weißen Stadt“ mit deutscher Hilfe zu lösen, setzte ich mich nach unserer Rückkehr in Deutschland mit Bundesminister Dr. Peter Ramsauer und seinen Experten im Ministerium für Verkehr, Bau- und Stadtentwicklung zusammen. Ich erläuterte dem Minister das Problem und hatte mich

eigentlich innerlich ein wenig darauf eingestellt, mit vielen formellen Bedenken und Vorbehalten konfrontiert zu werden, was ich sogar verstanden hätte, weil es sich um ein Projekt im Ausland und dazu noch außerhalb der EU handelte. Aber genau das Gegenteil war der Fall. Der Minister gab mir bereits nach wenigen Erläuterungen zu erkennen, dass er für dieses Vorhaben zu gewinnen sei. Er kenne die „White City“ und sei außerdem sehr freundschaftlich mit Israel verbunden. Und auch sein Staatssekretär und sein Abteilungsleiter signalisierten „grünes Licht“. Minister Ramsauer rundete dieses erste Treffen ab mit der Aussage: „Daraus machen wir ein Leuchtturmprojekt“.

Noch nie in meiner langen politischen Laufbahn habe ich bei einem vergleichbaren Thema eine derartig spontane positive Reaktion eines Regierungsmitgliedes erlebt. Umso erfreuter war ich dann, als ich schon nach wenigen Tagen zu einer Gesprächsrunde mit den Fachleuten der Bauabteilung eingeladen wurde. Und hierbei stellte sich heraus, dass der zuständige Abteilungsleiter ein ausgewiesener Kenner der Bauhaus-Architektur in aller Welt ist.

In nur wenigen Monaten gelang es, einen Fachbeirat zu gründen, dem ich die Ehre habe anzugehören, und eine kompetente Mitarbeiterin wurde für das Projekt eingestellt. Nächstes Ziel wird jetzt sein, Mitte des Jahres eine Fachkonferenz in Berlin in gemeinsamer Trägerschaft des Ministeriums und der Deutsch-Israelischen Gesellschaft durchzuführen. Dazu sollen alle infrage kommenden Experten aus der deutschen Bauwirtschaft, der Wissenschaft und der Politik eingeladen werden. Natürlich werden ebenfalls aus Israel Vertreter der Stadt und der zuständigen Institutionen des Landes nach Berlin kommen. Und die zentrale Frage dieser Konferenz wird sein, ob mit deutscher Unterstützung ein Beitrag für die dringend notwendige Restaurierung der vielen Häuser der „White City“ geleistet werden kann.

Die Chancen hierfür stehen nicht schlecht. Es lohnt sich in jeder Hinsicht, dieses interessante und einmalige Vorhaben mit allen zur Verfügung stehenden Möglichkeiten und mit großer Energie voranzutreiben. Die DIG wird auf jeden Fall nichts unversucht lassen, zum Erfolg dieser deutsch-israelischen Idee beizutragen. ■



# Eine lebendige deutsch-israelische Kooperation

Interview mit Günther Hoffmann, dem Leiter der Abteilung Bauwesen, Bauwirtschaft und Bundesbauten im Bundesbauministerium

● DIG: Wie sind Sie auf dieses bauhistorische Kulturdenkmal in Tel Aviv gestoßen?

● Günther Hoffmann: Diese Frage möchte ich gern etwas ausführlicher beantworten. Zwischen Israel und Deutschland gibt es einen sehr lebendigen und vielfältigen Austausch. Kulturell verbindet uns sehr viel und vor allem viel Positives. Neben der engen Zusammenarbeit beider Länder in wirtschaftlich-technologischer Hinsicht, spielt der kulturelle Dialog und in zunehmendem Maße auch der Tourismus eine bedeutende Rolle.

Israel ist mit einer jungen und aufgeschlossenen Bevölkerung vor allem ein zukunftsorientiertes Land. Viele junge Menschen aus Deutschland und Israel nehmen regelmäßig an Austauschprogrammen für Schüler, Auszubildende und Studenten teil und festigen dadurch die kulturellen und technologischen Bande zwischen beiden Ländern.

Als Architekt gilt mein berufliches Interesse einer guten Architektur über alle Grenzen und alle Epochen hinweg. Das größte zusammenhängende Ensemble von Gebäuden der Moderne befindet sich in der Weißen Stadt Tel Aviv. In den 1920er und 1930er Jahren verband der so genannte „internationale Stil“ Architekten über die Grenzen Europas hinweg; auch deutsche Architekten jüdischen Glaubens waren an seinem Aufbau beteiligt.

Anstrengungen zur Bewahrung von bauhistorisch bedeutenden Bauwerken wie z. B. den UNESCO-Welterbestätten werden von nationalen und lokalen Akteuren in allen Teilen der Welt unternommen. Auch in Deutschland und Israel erhielten in den vergangenen Jahren einige bedeutende Bauten und städtebauliche Ensembles das begehrte Prädikat. Auch

zwischen den einzelnen Welterbestätten findet ein reger Austausch statt, da sich viele Fragen zum Erhalt der wertvollen Bausubstanz gleichen.

● DIG: Was hat sie überzeugt, den Wiederaufbau dieser rund 900 bedrohten Bauhaus-Denkmalen als eine Angelegenheit oder gar Verpflichtung des Bundes anzusehen?

● Günther Hoffmann: Erlauben Sie mir die Frage etwas anders zu formulieren. Die wesentliche Frage ist doch die folgende: Welche Chancen ergeben sich aus dem UNESCO-Welterbestatus für die jeweilige Region? Und: Welchen Beitrag kann der Bund oder im Besonderen das Bundesbauministerium leisten? Für die Akteure vor Ort bedeutet die Sicherung und Bewahrung des baukulturellen Erbes eine enorme Herausforderung. Das gilt für die Beispiele in Deutschland wie in Tel Aviv gleichermaßen. Es liegt also nahe einen Wissenstransfer mit Fachleuten zu organisieren. Deutschland hat bei der Ausbildung in Planung und Handwerk, bei innovativen Bauprodukten und im Bereich der nachhaltigen Sanierung viel Erfahrung sammeln können.

Im Sinne eines partnerschaftlichen Dialogs sehen wir einen Schwerpunkt unserer Unterstützung im Aufbau eines lebendigen deutsch-israelischen Kooperations- und Kompetenz-Netzwerkes, um so einen Technik- und Wissenstransfer in beide Richtungen zu ermöglichen. Im Fokus steht die Vermittlung von Know-how und von Strategien für die Denkmalpflege. Im Umgang mit dem weitgehend authentisch erhaltenen Gebäudebestand sollen nicht zuletzt auch die Aspekte Ökologie und Nachhaltigkeit behandelt werden. Dabei bringt die DIG hat mit ihrem Präsidenten Reinhold Robbe als Ko-

operationspartner wichtige Anstöße mit ein.

● DIG: Ist die Unterstützung durch den Bund schon klar und wenn ja, können Sie Zahlen nennen oder anders gefragt, über welchen Zeitraum dürfte sich die Unterstützung erstrecken?

● Günther Hoffmann: Das Projekt wurde 2012 Jahr gestartet, das Netzwerk befindet sich im Aufbau. Nach einer Konzept- und Planungsphase werden aktuell die ersten Maßnahmen umgesetzt. Mit folgenden Aktivitäten im Jahr 2013 werden wir Impulse setzen: anlässlich einer Auftaktveranstaltung wird das Projekt der Fachöffentlichkeit vorgestellt. Im Rahmen eines Forschungsprojektes sollen fundierte wissenschaftliche Grundlagen für das Netzwerk erarbeitet werden. Ein Beraterkreis steht uns bei allen Aktivitäten und bei der inhaltlichen Schwer-



punktsetzung kritisch zur Seite. Für die Koordination und Projektdurchführung haben wir Anfang des Jahres eine Geschäftsstelle eingerichtet, in Kürze wird auch ein eigener Internetauftritt an das Netz gehen, damit eine Plattform für alle Beteiligten zur Verfügung steht und die Idee des Netzwerkes noch schneller verbreiten kann. ■

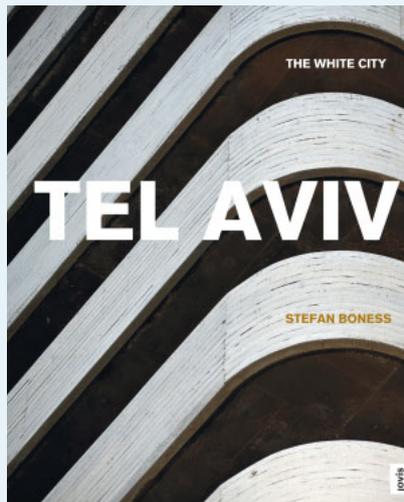
Das Interview führte Knut Teske

# Die Weiße Stadt

**D**as übersichtliche Buch mit Fotos von Stefan Boness und einem informativen Text des Berliner Journalisten Carsten Hueck gibt auf knappem Raum einen guten Überblick über die für Tel Aviv typische Architektur von Bauhaus-Stil und Internationalem Stil.

Carsten Hueck schildert die Entwicklung der Baugeschichte ausgehend vom Beginn des 20. Jahrhunderts bis in die Gegenwart. Einerseits sind inzwischen historische Gebäude saniert und waren Ausgangspunkt für die Auszeichnung als Weltkulturerbe, andererseits weist er auf die Gefahr hin, dass der „Augenschmaus“ droht, unter dem „Mascara der Globalisierung“ zu verschwinden.

Die Fotografien von Stefan Boness geben einen guten Überblick über den Bestand an Bauhausgebäuden; ansprechend sind auch die Aufnahmen von Details wie z.B. Treppenhäusern, Türklinken und Balkonen der Gebäude des Weltkulturerbes.



● **Tel Aviv, The White City, Fotografien von Stefan Boness, Hg. Jochen Visscher, Text Carsten Hueck, 96 Seiten, dt./engl., Jovis Verlag 2012, 16,00 €**

## Leserbrief zum Artikel „Völkerrechtliche Analyse des Nahost-Konflikts“

(DIG-Magazin 4/2012)

Der anspruchsvolle Titel des Veranstaltungsberichts weckt hohe Erwartungen. Eingelöst werden sie nicht. Im Gegenteil: Elementare Bestandteile der völkerrechtlichen Diskussion kommen darin nicht vor. Wer über die Frage der Rechtmäßigkeit des israelischen Mauerbaus auf besetztem palästinensischem Gebiet Aussagen macht und sich dabei nur auf die Rechtsprechung israelischer Gerichte bezieht, verfehlt den völkerrechtlichen Kern des Problems. Der Oberste Gerichtshof Israels hat dankenswerter Weise die Planer der Sperranlagen mehrmals angewiesen, Korrekturen an deren Verlauf vorzunehmen, wo dieser „unverhältnismäßig“ in private Rechte eingegriffen hätte. Er hat jedoch nicht beanstandet, dass der Bau der Sperranlagen jenseits der Waffenstillstandslinie von 1949 tief in palästinensisches Gebiet einschneidet. Ebendies aber hat der Internationale Gerichtshof in seinem Gutachten vom 9. Juli 2004 ausdrücklich als völkerrechtswidrig bezeichnet. Die erklärte und detailliert begründete Auffassung der höchsten Gerichtsinstanz in Völkerrechtsfragen nicht einmal zu erwähnen, heißt, unterhalb der Mindestanforderung an die sachgerechte Darstellung einer Völkerrechtsfrage zu bleiben.

Ebenso unzulänglich ist der Veranstaltungsbericht in seinen völkerrechtlichen Aussagen zu den israelischen Siedlungen. Nach international nahezu einhelliger Auffassung stellt der vom Staat Israel mit einer Vielzahl von Maßnahmen geförderte Siedlungsbau auf besetztem palästinensischem Gebiet eine schwere Völkerrechtsverletzung dar, nämlich einen nach Artikel 49 Absatz 6 der IV. Genfer Konvention verbotenen Transfer von Teilen der Zivilbevölkerung des besetzenden in das besetzte Land. Eine Vielzahl von Resolutionen des UN-Sicherheitsrats, des Europäischen Parlaments und des Europäischen Rats bestätigen diese Bewertung, was der Berichterstatter nicht einmal erwähnt.

Teils unrichtig, teils lückenhaft ist die Darstellung, auf welchem Weg die israelischen Siedlungen zu dem Land kamen, auf dem sie errichtet wurden und ob die rechtlichen Voraussetzungen dafür gegeben waren. Anders als der Berichtverfasser meint, stellen zivile Siedlungen grundsätzlich keine „militärische Notwendigkeit“ dar, die nach Völkerrecht eine Besatzungsmacht berechtigen würde, hierfür Privatland zu beschlagnahmen. Das hat auch der israelische Oberste Gerichtshof 1979 bestätigt. Seitdem hat die israelische Militärverwaltung des Westjordanlandes einen anderen Weg zur Gewinnung von Bauland für Siedlungen aufgetan: unbebautes palästinensisches Land, das nicht auf private Eigentümer registriert und über mehrere Jahre nicht bewirtschaftet war, wurde in Anwendung osmanischen Landrechts aus dem Jahre 1858 in großem Umfang zu „Staatsland“ erklärt, um es danach Bauträgern für den Siedlungsbau zuzuweisen. Das wird in dem Bericht nicht einmal erwähnt, geschweige denn rechtlich als das gewürdigt, was es ist: „Staatsuntreue“ zum Nachteil der Bevölkerung eines besetzten Landes, weil eine Besatzungsmacht öffentliche Güter des besetzten Landes nicht zum Nutzen ihrer eigenen Bevölkerung verwenden darf.

Ich weiß nicht, auf wen die sachliche Unzulänglichkeit des Veranstaltungsberichts „Völkerrechtliche Analyse des Nahost-Konflikts“ zurückzuführen ist – ob auf die Darstellung des Referenten oder auf deren Wiedergabe durch den Berichtschreiber. Das ist mir auch nicht so wichtig. Mir kommt es darauf an, dass die Deutsch-Israelische Gesellschaft im Sprechen und Schreiben über zentrale Fragen des Nahost-Konflikts gesellschaftlich und politisch anschlussfähig bleibt. Das war hier nicht der Fall. Entsprechendes gilt für einen auch über das Internet verbreiteten Flyer der Arbeitsgemeinschaft Freiburg, in welchem zum Thema ‚Siedlungen und Völkerrecht‘ die Mindermeinung der israelischen Regierung als zutreffend wiedergegeben und die international vorherrschende Rechtsauffassung als eine von „Siedlungsgegnern“ bündig abgetan wird. Ich frage mich auch, welche friedenspolitischen Signale mit solchen Aussagen ausgesandt werden. Das darf der Deutsch-Israelischen Gesellschaft in ihrer Gesamtheit nicht gleichgültig sein. ■

*Franz-Hellmut Schürholz, Sachsenheim*



## **Willkommen in Israel. Willkommen im Heiligen Land.**



Werden Sie Partner im  
EL AL GlobalY-Programm:  
kostenlose Anmeldung im  
MATMID Vielfliegerclub  
unter [www.elal.de](http://www.elal.de).  
Unterstützen Sie Israel!

**GLOBALY**

Entspannen Sie sich und lassen Sie sich von uns  
auf Ihrer Reise ins Heilige Land verwöhnen.

Israelische Gastfreundschaft, erstklassiger  
Service und Komfort in modernsten Flugzeugen  
erwarten Sie.

Nonstop ab Berlin • Frankfurt • München

Information & Buchung von Einzel- oder Gruppenreisen in Ihrem Reisebüro oder bei [info@elal.de](mailto:info@elal.de).

## Sternstunden e.V.-Spende für MICHA-Projekt



Am 18. Februar 2013 lud die Foundation zur Scheckübergabe einer Sternstunden e.V.-Spende an das MICHA-Projekt der Jerusalem Foundation. Im Rahmen eines Dinners im kleinen Kreis in München überreichte Sternstunden-Geschäftsführer Thomas Jansing (vorne re.) den Scheck für das Hörbehindertenprojekt der Jerusalemer Stiftung an Foundation-Präsident Mark Sofer (vorne li.), der hierzu aus Israel angereist war. Gäste des Abends waren (hinten, von re.): der ehemalige Bayerische Ministerpräsident Dr. Günther Beckstein, Staatsminister a.D. Dr. Thomas Goppel, die Erlanger Bürgermeisterin Dr. Elisabeth Preuß, Schauspieler Elmar Wepper (hinten li.) sowie PR-Referent Tobias Kurzmaier und JF-Deutschland-Direktorin Gabriele Appel (hinten, 2. v. li.).

Ein Bericht zum Abend findet sich auch auf der Website der Sternstunden e.V.: [www.sternstunden.de](http://www.sternstunden.de)

## Gautinger Studiengruppe in Jerusalem



Am 31. Januar 2013 sprach **Gabriele Appel**, Deutschland-Direktorin der Jerusalem Foundation, auf Einladung der Evangelisch-Lutherischen Kirchengemeinde Christuskirche und der Katholischen Pfarrgemeinde St. Benedikt Gauting bei München. Sie stellte die Stiftung vor und erzählte aus dem Leben des Gründers Teddy Kollek.

Wenige Wochen später besuchten die Gautinger unter Leitung von **Pfarrer Dr. Günter Riedner** und **Kaplan Don Diego Zanda** im Rahmen ihrer Israel-Reise das Foundation-Projekt MICHA für hörbehinderte Kinder. Die Gruppe wurde dort von Stiftungspräsident **Mark Sofer** und **Irène Pollak-Rein** empfangen. Alle waren sichtlich beeindruckt und sagten spontan zu, sich mit einer kleinen Spendensammelaktion einbringen zu wollen.

*Die Gautinger Gruppe in der derzeit sehr beengten MICHA Kindertagesstätte für hörbehinderte Kinder. Einer der Besucher, selbst Träger von Cochlear-Implantaten, übergab Jerusalem Foundation-Präsident Mark Sofer (re.) zwei FC Bayern-Trikots und Süßigkeiten für die Kinder.*

### Hilfe für traumatisierte Kinder

Das Jerusalemer Therapiezentrum Misholim widmet sich seit über 30 Jahren der Behandlung von verhaltensgestörten und traumatisierten Kindern und Jugendlichen.

Die Jerusalem Foundation dankt der **Berthold Leiblinger Stiftung** für die Fortsetzung ihres langjährigen Engagements, mit dem die Behandlungskosten für bedürftige Patienten verringert werden.

### IMPRESSUM

#### Jerusalem Foundation

Internet: [www.jerusalemfoundation.org](http://www.jerusalemfoundation.org)

Irène Pollak-Rein, M.A., Sonderberaterin des Präsidenten, Direktorin der Abteilung für deutschsprachige Länder  
11, Rikva Street • POB 10185 • Jerusalem 91101 • Israel  
Tel.: 0 09 72-2-675 17 13 • Fax: 0 09 72-2-565 10 10

E-Mail: [irenep@jfjlm.org](mailto:irenep@jfjlm.org)

#### National Director, Germany

Gabriele Appel, M.A., Chopinstraße 16 • 81245 München  
Tel.: 089-8967 02 13 • Fax: 089-83 39 57

E-Mail: [gabrielea@jfjlm.org](mailto:gabrielea@jfjlm.org)

#### Jerusalem Foundation Deutschland e.V.

E-Mail: [jfdberlin@onlinehome.de](mailto:jfdberlin@onlinehome.de)

Bankverbindung: Commerzbank Berlin  
Konto-Nr. 0222 8500 00 • BLZ 100 400 00

# Jitzhak Schamir

Von Knut Teske

Unter den politischen Größen Israels war Jitzhak Schamir mit 1,62 Metern der körperlich kleinste. Die erste von ihm geleitete Regierung 1984 war mit vier Monaten die kürzeste. Dafür wurde der 2012 in Alter von 96 Jahren verstorbene Politiker der älteste unter den Regierungschefs. Und als härtester und kompromislosester galt er allemal. Hardliner unter den Hardlinern ließ er lieber eine Regierung platzen – auch wenn es seine eigene war –, als den Palästinensern auch nur ein winziges Zugeständnis zukommen zu lassen. Lebenslang voller Misstrauen den Nachbarn gegenüber träumte der 1915 noch in Polen Geborene von Eretz Israel, dem historischen jüdischen Großstaat, der sich einst vom Mittelmeer bis zum Jordan erstreckte.

Dafür kämpfte er, dafür steckte er eine Menge Niederlagen ein.

Seine Rigorosität gegen alles, was den Palästinensern oder Arabern irgendwie nützen könnte, ging so weit, dass er den 1978er Friedensvertrag mit Sadats Ägypten, an dem er selbst maßgeblich mitgewirkt hatte, in der Knesset-Abstimmung nicht unterstützte. Er war nicht der Erfinder, wohl aber der entschiedenste Betreiber der israelischen Siedlungspraxis und zugleich ihr antizyklischer Verfeinerer in der Art, wie sie heute noch betrieben wird. Als er 1991 auf amerikanischen Druck an den Madrider Friedensgesprächen teilnahm, bewies er seinen Widerwillen gegen die seiner Meinung nach erzwungene Gesprächsführung mit dem zeitgleichen Ausbau zahlreicher jüdischer Siedlungen im Westjordanland. Vor der Formel „Land gegen Frieden“ bewahrte er sich einen lebenslangen Horror und versuchte stattdessen mit Hilfe der „demographischen Revolution“ genau das Gegenteil zu erreichen: Feindesland neu hinzu zu gewinnen.

So schleuste er mit der „Operation Salomon“ Tausende von äthiopischen Juden ins Land und überwarf sich mit Schimon

Peres, seinem Partner in der Regierung, endgültig in der Frage über die Aufnahme von mindestens einer Million sowjetischer Glaubensbrüder. Während Peres als Anhänger der Glasnost-Politik Gorbatschows Zurückhaltung empfahl, öffnete Schamir die Tore für jeden, selbst vermeintlich jüdischen Einwanderer aus der damals noch existierenden Sowjetunion.



Jitzhak Schamir

Innerhalb von zehn Jahren sollte sich seiner Überzeugung nach wenigstens eine halbe Million jüdischer Siedler als

menschlicher cordon sanitaire in Ost-Jerusalem wie im Westjordanland eingerichtet haben. Es dauerte allerdings 20 Jahre, bis diese Zahl erreicht wurde – mit schwerwiegenden politischen Folgen bis heute als scheinbar ewiger weltweiter Zankapfel: Schamirs Erbe – eine dauerhafte Hypothek.

Es muss aber auch gesagt werden, dass der zweimalige Ministerpräsident – 2001 mit dem Israel-Preis geehrt – in seinem Misstrauen gegen die Palästinenser niemals widerlegt wurde, weiß man doch längst, dass Arafat als lebenslanger Gegenspieler während der Madrider Gespräche keineswegs die Absicht hatte (wahrscheinlich überhaupt nie), einen ernsthaften Friedensvertrag auszuhandeln. Das satirische, israelische Glaubensbekenntnis, wonach die Araber

niemals eine Gelegenheit auslassen, eine Gelegenheit auszulassen, ist zwar erst nach Camp David entstanden, lässt sich

aber, gut begründet, bis in historische Tiefen zurückverfolgen.

Schamir war ein ultra-konservativer, unbeugsamer Patriot von Anfang an, schon als er 1935 Polen wegen spürbar wachsender antisemitischer Stimmung verließ. In Palästina heuerte er sofort bei der militärischen Untergrundorganisation Irgun an – tagsüber als Rechnungsprüfer sein Gesicht vor der britischen Verwaltung wählend, nächtens wie viele seiner späteren Politikerkollegen unterwegs im Kampf gegen die britische Mandatsmacht und ihre Schutzbefohlenen, die Palästinenser. Immer der radikalsten Fraktion verbunden, verließ er 1940 die den Engländern gegenüber kompromissbereite Irgun unter David Ben Gurion, schloss sich der Splittergruppe Lechi an und genehmigte die tödlichen Attentate auf den britischen Nahost-Minister Lord Moyne und den UN-Nahost-Vermittler Folke Bernadotte – Taten, die seine Verhandlungspositionen später in seiner Rolle als Regierungschef gegenüber Palästinensern und Arabern schwächten, als seine Gegner (in diesem Fall doch) jede Chance nutzten, ihn stets und ständig an seine Vergangenheit zu erinnern und ihn schon deswegen der Unglaubwürdigkeit zu zeihen. Aber das störte Schamir nicht; er hatte nie die Absicht wie nach ihm Jitzhak Rabin, seine Position um eines heiklen Friedens willen, wie er überzeugt war, zu ändern.

Zurück zu seiner Kampfzeit. Festgenommen von den Briten, verbannt nach Eritrea, nach einem Fluchtversuch wieder eingefangen, lernte er in einem Internierungslager seine Frau Schulamit 1944 kennen, als seine Eltern und seine zwei Schwestern etwa zur gleichen Zeit in Europa ermordet wurden. Ein Jahrhundert-Schicksal.

Ein Spätberufener, was die Politik betraf. Erst mit 58 Jahren – 1973 – wurde er in die Knesset gewählt. Zwar ein Frischling als Parlamentarier wusste der alt gediente Mossad-Mann seine Kanäle in der neuen Rolle doch geschickt zu nutzen. Menachem Begin, Israels erster Ministerpräsident der Likud-Partei, setzte ihn 1977 als Knesset-Sprecher durch und machte ihn drei Jahre später zum Außenminister. Dabei kam ihm sicherlich sein längerer Aufenthalt als Mossad-Vertreter in Paris zugute, wiewohl das Land generell über Schamirs Blitzkarriere verblüfft war. Wortkarg, das Gegenteil von charis-

matisch, galt er auch nur als dritte Wahl, um schon drei Jahre später nach Begins gesundheitlich bedingtem Rücktritt Ende 1983, nunmehr als erste Wahl, in dessen Fußstapfen zu treten. Rücktritt nach vier Monaten. Seine Regierung hatte die Wirtschaftskrise mit hoher Inflationsrate bis zu 35 % pro Monat (!) nicht in den Griff bekommen.

Folge: Neuwahlen mit der Arbeitspartei an der Spitze (44 Sitze) vor Likud (41 Sitze). Schamir wurde erneut Außenminister, diesmal unter Peres als Ministerpräsident. Vereinbart wurde ein Rotationsverfahren mit Tausch in der Mitte der Legislaturperiode, die eine aufregende wurde. In Beirut flog 1984 das Hauptquartier der US-Marines in die Luft mit 241 Opfern. 58 Menschen starben in einer französischen Kaserne. Der Libanon hatte sich nach Abzug der Israelis (zu deren Enttäuschung) klammheimlich wieder zu einer Terror-Bastion entwickelt. Abermals eine ungelöste prekäre Situation im Nahen Osten, als Schamir im September 1986 seine zweite Amtsübernahme als Regierungschef antrat. Seine Chance? Gefragt war jetzt expressis verbis ein Hardliner. Und er setzte sich auch mit harter Hand gegen die erste Intifada 1987 durch, ohne freilich als Sieger vom Platz zu gehen. Zwar nicht besiegt, aber auch nicht erfolversprechend, was die Zukunft betraf. Der Libanon spielte in seiner Politik nicht die große Rolle.

Wie zerrissen das Land Israel Ende der 80er Jahre politisch war, zeigte sich erneut an der großen Koalition von 1988. Wieder kam das Rotationsverfahren zum Zuge, um überhaupt eine Regierung zu installieren. Da diesmal Schamir als Regierungschef begann, blieb er es auch bis 1992. Die Arbeitspartei hatte zur Halbzeit das Handtuch geworfen; die letzten Gemeinsamkeiten waren verbraucht. Das von Außenminister Peres ausgehandelte Londoner Abkommen verschwand infolge dessen in der Versenkung. Befreit vom Juniorpartner gab sich Schamir mit seiner Minderheitsregierung unbeeindruckt vielmehr ganz der demographischen Revolution hin.

1999 verließ der unversöhnliche Hardliner sogar seine eigene Partei, die er lange geführt hatte; so zerstritten war er mit seinem Nachfolger Benjamin Netanyahu, dem er zu große Nachgiebigkeit vorwarf. Schamir blieb ein Mann, der weder verzeihen konnte noch wollte. Wie Lea Rabin in ihren Memoiren schreibt, hätte Schamir ihr nicht mal zum Tode ihres Mannes kondoliert. Jitzhak Rabin war in seinen Augen längst zum Verräter an der Sache Israels geworden.

Was nach seinem harten, politischen Lebenslauf kaum zu glauben ist, dennoch nach vielerlei Zeugenaussagen wahr zu sein scheint: Der kleine, große Mann und Patriot konnte auch befreit lachen. Und Rotwein und Steaks liebte er auch. ■

## Justus Meyer – der Jahrhundertzeuge

**Bielefeld:** Pünktlich zum 100. Geburtstag Justus Meyers (1913-2011) lud die Deutsch-Israelische Gesellschaft Bielefeld am 24. Januar 2013 zur Uraufführung eines biographischen Dokumentarfilmes ein. Mehr als einhundert Zuschauer – unter ihnen auch Oberbürgermeister Clausen – verfolgten mit Empathie die Lebensstationen, die von Beate Stollberg-Wolschendorf (Berlin) und Dr. Klaus Kreppel (Bielefeld) im Drehbuch

für diesen Film unter dem Titel „Justus Meyer – der Jahrhundertzeuge“ aufbereitet worden waren. Auftraggeber und Spendenakquisiteur war die DIG Bielefeld, die den Mainzer Filmschaffenden André Gülicher mit den gesamten technischen und ästhetischen Aufgaben des Schnittes, der Animation und Tonmischung beauftragte. In enger Kooperation mit den beiden Ideengebern und Drehbuchautoren Stollberg-Wolschendorf und



Justus Meyer

Dr. Kreppel produzierte Gülicher eine gelungene Abfolge aus älteren Video-Aufzeichnungen mit Justus Meyer an den Stätten seiner Kindheit und Jugend in Ostwestfalen, aus historischen Familienfotos und Bild- und Quellenmaterial aus Israel, begleitet von einer ausgewogenen Mischung aus Original-Gesprächsszenen mit dem Jahrhundertzeugen und erklärenden Sprechertexten, untermauert mit situativ angemessener Musik.

Die Historiker Klaus Kreppel (er ist Zweiter Vorsitzender der DIG-AG Bielefeld) und Beate Stollberg-Wolschendorf unterrichteten viele Jahre an Bielefelder Gymnasien, wo sie zahlreiche Schülergenerationen mit Projekten an die deutsch-jüdische Geschichte heranführten. Justus Meyer lernten sie in den frühen Achtzigerjahren des letzten Jahrhunderts kennen, nachdem dieser mit seiner Frau Edith und seiner Tochter Dinah von Israel nach Deutschland zurückgekehrt war. Meyer trat als Zeitzeuge in ihren Schulen auf. In der Bielefelder Volkshochschule, bei der örtlichen DIG und im Rotary Club war Justus Meyer als Referent gern gesehen und gehört. Bis ins hohe Alter nahm er am politisch-gesellschaftlichen Leben Bielefelds teil.

Geboren wurde Justus Meyer 1913 als zweites von insgesamt vier Kindern der Familie Otto und Gertrud Meyer in Rheda/Westfalen. Die Familie führte dort ein Recycling-Unternehmen, das sie 1937 im Rahmen der „Arisierung“ für ein Achtel ihres Wertes verkaufen musste. Mit dem Geld besorgten sich die Familienmitglieder sogenannte „Kapitalistenzer-

tifikate“, um nach Palästina einwandern zu können, und kauften in der deutsch-jüdischen Siedlung Nahariya Grund und Boden für ein Leben als Landwirte. Justus Meyers Bruder Andreas (\*1921) hatte kurz vor der Emigration in Deutschland eine Schlosserlehre begonnen. Da die Landwirtschaft in Nahariya als Lebensgrundlage nicht mehr ausreichte, überlebte Familie Meyer wirtschaftlich durch eine inzwischen gut funktionierende Schlosserei, die Justus und Andreas Meyer gemeinsam führten. Später entwickelte sich daraus die weltbekannte Firma „Nahariya Glass Ltd“, die Aufträge für Synagogen- und Kirchenfenster in Israel und Amerika erhielt.

Auch ein „Nahariya-Fenster“ wurde von Firma Meyer im Bielefelder Rathaus zur Besiegelung der späteren Städtepartnerschaft mit Nahariya installiert. Andreas und Justus Meyer gehören zu den israelischen Initiatoren der freundschaftlichen Verbundenheit zwischen Nahariya und Bielefeld.



Dr. Klaus Kreppel, André Gülicher und Beate Stollberg-Wolschendorf

Der Film zeichnet ein Leben voller biographischer, familiärer, sozialer und politischer Umbrüche und Widersprüche nach, die symptomatisch für das Leben assimilierter Juden im 20. Jahrhundert erscheinen. So verdient der Film mit Fug und Recht den Titel „Jahrhundertzeuge“.

Aus dem Ersten Weltkrieg kehrte der Vater mit dem Stolz des jüdischen Frontsoldaten heim und erwartete auch von Justus die Akzeptanz soldatischer Tugenden. Doch der pazifistische Bru-

der des Vaters, der Künstler Wolfgang Meyer-Michael, wurde für Justus Meyer zum Vorbild. Der assimilationsbereite Vater legte Wert auf die Taufe seiner Kinder, doch Justus Meyer distanzierte sich nach der Konfirmation kritisch vom Protestantismus. Als bürgerlicher Gymnasiast in Bielefeld und späterer Banklehrling in Berlin flüchtete Justus Meyer in die Gegenwelt des Sozialismus und rief 1932 nach dem Sturz der sozialdemokratischen Regierung in Preußen zum Generalstreik gegen die Notverordnung Hindenburgs auf. Um weiteren „Schaden“ von ihm abzuwenden, beorderte der Vater ihn 1933 in die ostwestfälische Provinz zurück, wo er an der Vorbereitung der Auswanderung mitwirkte. Obwohl Justus Meyer kein Zionist war, folgte er aus familiärer Solidarität den Eltern nach Palästina, wo er sogleich seine „linken“ Aktivitäten fortsetzte. So zeichnet der Film eine Konfliktlinie zwischen Vater und Sohn nach, der bis tief in das Erwachsenenalter Justus Meyers hineinreicht.

Erst sehr spät, in den Fünfzigerjahren, gelang es Justus Meyer, seine Lebensträume mit der Berufswahl zu vereinbaren. Nahariya war von historischen Ausgrabungsplätzen umgeben. Schon früh hatte Justus Meyer ein archäologisches Interesse entdeckt, das er autodidaktisch vervollkommnete, so dass er allmählich zum Experten für das Westliche Galiläa avancierte. Seinen Lebensunterhalt verdiente er nach vielen Jahren als „Gärtner“ und als „Schlosser“ schließlich als Tou-

rist Guide für deutsche Gruppen. Hierbei lernte Justus Meyer auch seine zweite Ehefrau Edith kennen. Mit ihr und der gemeinsamen Tochter Dinah kehrte er 1981 nach Deutschland zurück und ließ sich in Nahariyas Partnerstadt Bielefeld nieder. Die Zweitwohnung behielt er bis kurz vor seinem Tode in Nahariya.

„Ein Mann in zwei Welten“ – so nannte ihn eine Bielefelder Tageszeitung in ihrem Nachruf zum Tode am 23. März 2011. Der Film von André Gülicher belegt durch authentisches Material die dialektische Spannung im Leben Justus Meyers aus einer Familie mit jüdischen und christlichen Wurzeln, mit militärischen und pazifistischen Traditionen, mit liberalen und sozialistischen Frak-

tionen, mit zionistischen und nicht-zionistischen Positionen, in Konflikten zwischen israelischer Loyalität und Ausgleich mit den arabischen Nachbarn. Das Publikum zeigte sich beeindruckt darüber, wie dieser biographische Spannungsbogen durch die Aufbereitung des Bild- und Tonmaterials und die Abfolge der Szenen vermittelt wurde und reagierte mit uneingeschränktem Lob für die drei während der Uraufführung anwesenden Schöpfer des Filmes.

Wegen der großen Nachfrage wird der Film „Justus Meyer – der Jahrhundertzeuge“ noch einmal am 4. Juni 2013 in Bielefeld aufgeführt. Er kann auch bei der DIG-AG Bielefeld ausgeliehen werden. ■

G.T.

## Das KZ Lublin-Majdanek und die Justiz

Von Prof. Ingo Müller/Karl H. Wieser

Die österreichische Forschungsstelle Nachkriegsjustiz hat zum KZ Lublin Majdanek eine umfassende Studie erstellt: *Das KZ Lublin-Majdanek und die Justiz, Strafverfolgung und verweigerte Gerechtigkeit: Polen, Deutschland und Österreich im Vergleich*, Graz 2011.

Auf Einladung des Präsidenten der Deutsch-Israelischen Gesellschaft in

Kooperation mit dem Forum Justizgeschichte haben drei der Autoren, Claudia Kuretsidis-Haider, Winfried Garscha und Siegfried Sanwald die Studie am 3. Dezember 2012 in den Räumen der EKD am Gendarmenmarkt vorgestellt.

Das nach einem Vorort von Lublin benannte Lager Majdanek war das erste von der SS im besetzten Polen errichtete Kon-

zentrationenlager und wurde auch als erstes Lager am 23. Juli 1944 von der Roten Armee befreit.

Das ursprünglich für sowjetische Kriegsgefangene konzipierte KZ Lublin wurde ab Februar 1943 immer mehr zum Multi-Funktionslager und in der Folge zur zentralen Relaisstelle für die „Aktion Reinhardt“, der systematischen Vernichtung der jüdischen Bevölkerung im „Generalgouvernement“.

Nach seiner Befreiung wurde das Lager im Herbst 1944 mit seinen drei Gaskammern der internationalen Presse vorgeführt. Die SS hatte das Lager in größter Eile geräumt und die Akten einschließlich der Lagerdokumentation vernichtet. Daher tappte man bei der Einschätzung der Mordzahlen des Lagers lange im Dunkeln. Die unfassbare Menge der gefundenen Schuhe und anderer Kleidungsstücke ließ zunächst auf 1,7 Millionen Opfer schließen. Später wurde klar, dass in Majdanek auch die Kleider aus anderen Konzentrations- und Vernichtungslagern gesammelt und aufbereitet worden waren.

Heute geht man von 78.000 bis 80.000 Opfern des KZ Lublin-Majdanek aus. Allein der „Aktion Erntefest“, einer blutrünstigen Erschießungsorgie, bei der am 3. November 1943 über 43.000 jüdische Männer und Frauen aus drei Lagern erschossen wurden, fielen in Majdanek 18.000 Menschen (unter ihnen viele Kinder) zum Opfer.

In Polen fanden noch vor Beendigung des 2. Weltkrieges erste Prozesse gegen das Lagerpersonal von Majdanek statt. 1944 bis 1952 wurden in den polnischen Majdanek-Prozessen 160 Männer und Frauen verurteilt, davon 31 zur Todesstrafe.

In Deutschland dauerte es noch dreißig Jahre bis in Düsseldorf der wohl längste Prozess der deutschen Geschichte gegen 17 Funktionäre des Lagers eröffnet wurde, darunter sieben Frauen. Am Ende wurden nur sieben Angeklagte verurteilt, die Österreicherin Hermine Ryan-Braunsteiner zu lebenslanger Freiheitsstrafe. Sie war für das Gericht die einzige „Täterin“, alle anderen wurden, einer Doktrin des Bundesgerichtshofs entsprechend, allesamt als „Gehilfen“ verurteilt.

In Österreich, woher die SS einen Großteil des bis zu 1300 Personen umfassenden Lagerpersonals rekrutiert hatte, ermittelte die Staatsanwaltschaft zwar



Die Referenten Dr. Claudia Kuretsidis-Haider und Dr. Winfried R. Garscha



Aufmerksame Zuhörer bei der Präsentation der Studie zum KZ Lublin-Majdanek

umfangreich und einige Jahre früher als in Deutschland – zu einer Anklage kam es allerdings nie. Alle Verfahren wurden eingestellt. Dementsprechend bilanziert die Studie: *„Die Täter/-innen entkamen ungestraft. Die Opfer blieben beschämt und erniedrigt zurück.“*

Die konzentrierte und faktenreiche Darstellung der nationalen Unterschiede bei

der justiziellen Aufarbeitung der in Majdanek verübten Verbrechen traf, wie das voll besetzte Auditorium und die sich anschließende lebendige und kritische Diskussion bewiesen, auf großes Interesse.

Und den österreichischen Wissenschaftlern hat die freundliche Aufnahme durch das Berliner Publikum ausgesprochen gut gefallen. ■

## Abraham Geiger – Ein großer Gelehrter, Reformler des Judentums und Rabbiner in Wiesbaden

**Wiesbaden:** In einer gemeinsamen Veranstaltung der Jüdischen Gemeinde Wiesbaden mit der DIG Wiesbaden und der Gesellschaft für Christlich-Jüdische Zusammenarbeit stellte der Journalist und Theologe Dr. Wolf-Rüdiger Schmidt den Lebens- und Forscherweg des großen Gelehrten und Begründers des Reformjudentums Abraham Geiger (1810-1874) vor. Seinen zum Teil sehr radikalen Reformkurs, mit dem er die „Judenheit neu und frisch zu gestalten“ versuchte, entwickelte Geiger als Rabbiner in Wiesbaden in den 30er Jahren des 19. Jahrhunderts. Später war der geborene Frankfurter – durchaus noch immer sehr umstritten – Rabbiner in Breslau, bevor er in Berlin zum Gründer der weltweit ersten „Hochschule für die Wissenschaft des Judentums“ wurde.

Schmidt schilderte Geiger als einen weit über Deutschland hinauswirkenden Vordenker des liberalen Judentums und Pioniers des Versuchs eines christlich-jüdischen Dialogs. Leider wurden seine bis heute diskussionsfähigen Forschungsergebnisse besonders zur frühen Geschichte des Judentums und des Christentums von der protestantischen Theologie bis ins 20. Jahrhundert empört zurückgewiesen oder ganz ignoriert. Erst heute erkennt man das Gewicht der „Gegengeschichte“, die Geiger anstrebte, um die jahrhundertlang geleugnete Gleichwertigkeit von Juden und Christen zu dokumentieren. An der Veranstaltung im Wiesbadener Rathaus nahmen über 100 Besucher teil.

(Das Referat wird unter [www.jcrelations.net](http://www.jcrelations.net) veröffentlicht) ■

## Lange trifft KKL-Präsident Efi Stenzler

Der Vizepräsident der Deutsch-Israelischen Gesellschaft Christian Lange hat in Jerusalem den World-Chairman des Jüdischen Nationalfonds (KKL) Efi Stenzler zu einem Hintergrundgespräch getroffen.

„Efi Stenzler hat zunächst die Geschichte des Jüdischen Nationalfonds (Keren Kayemeth le Israel KKL) skizziert und anschließend über die aktuellen Projekte gesprochen, insbesondere über Aufforstungs- und Wasserprojekte. Der Jüdische Nationalfonds leistet eine beeindruckende und großartige Arbeit, die allen Bürgerinnen und Bürgern Israels zu Gute kommt“, so Christian Lange.

Der Jüdische Nationalfonds wurde 1901 in Basel auf Initiative Theodor Herzls als Wegbereiter eines jüdischen Staates gegründet. Bis 1948 betrieb der



Efi Stenzler und Christian Lange

Jüdische Nationalfonds, mit finanzieller Hilfe vor allem von jüdischen Gemeinden auf der ganzen Welt, in erster Linie den Landerwerb für jüdische Siedler im britischen Mandatsgebiet Palästina. Seit

Gründung des Staates Israel engagiert sich der Jüdische Nationalfonds bei der Kultivierung des Landes. Bis heute wurden beispielsweise über 260 Millionen Bäumen gepflanzt. Seit 1961 ist die Organisation auch für Aufforstung und Forstwirtschaft zuständig. Seit rund 10 Jahren liegt der Schwerpunkt seiner Aktivitäten in der Bewirtschaftung und Vermehrung der knappen Wasserressourcen des Landes.

Der Präsident des Jüdischen Nationalfonds bedankte sich bei dieser Gelegenheit für Christian Langes Engagement

in Sachen „Wald der SPD“. Lange ist auch Bundestagsabgeordneter und Parlamentarischer Geschäftsführer der SPD-Bundestagsfraktion. Im Rahmen der Spendenaktion „Wald der SPD“ wurden alle Mitglieder und Freunde der SPD aufgefordert, einen Baum für den Wald der SPD zu spenden, der in der Negev-Wüste gepflanzt werden soll.

Lange: „Ich würde mich freuen, wenn auch Mitglieder der DIG diese Aktion mit einer Spende unterstützen würden. Für 10 Euro kann man einen Baum spenden;

für jeden gespendeten Baum gibt es auf Wunsch eine Urkunde und eine Spendenbescheinigung. Das Geld geht direkt an den Jüdischen Nationalfonds. Es müssen mindestens 5.000 Bäume gespendet werden, um den Wald pflanzen zu können.“

Spenden bitte direkt an:

Jüdischer Nationalfonds e.V., Konto-Nr: 100 500 7001, BLZ: 500 333 00, Santander Bank

Stichwort: Wald der SPD

Oder ganz einfach online spenden: <http://spd-wald.jnf-kkl.de/>

## Feierliche Preisverleihung bei der iF design awards night in München

Am 22.2.2013 konnten Marc Schmitt und DIG-Präsident Reinhold Robbe auf einem der renommiertesten internationalen Designereignisse des Jahres die begehrte iF communication design award Auszeichnung für das neue Logo und das neue Corporate

Designszenen, Medien, Wirtschaft und Politik feierten unsere beiden Vertreter in der BMW Welt in München die Preisträger der iF design awards 2013.

Ab sofort wird das Logo und Corporate Design der Deutsch-Israelischen Gesellschaft in der Online Ausstellung



Marc Schmitt und DIG-Präsident Reinhold Robbe

Design der Deutsch-Israelischen Gesellschaft entgegennehmen. Zusammen mit gutem Essen, bester Laune und etwa 2.000 anderen Gästen aus der

der iF design awards zu sehen sein. Unter [www.ifdesign.digev.de](http://www.ifdesign.digev.de) kommen Sie direkt zum Gewinnerbeitrag. Außerdem wird die Arbeit in einer Daueraus-



BMW-Welt in München

stellung in der Hamburger Hafencity für ein Jahr ausgestellt.

Reinhold Robbe gratulierte Marc Schmitt im Namen des Präsidiums und der gesamten DIG zu dieser großartigen Auszeichnung. Der iF design award für das DIG-Logo sei, so der DIG-Präsident, nicht nur die angemessene Würdigung für eine tolle Leistung, sondern gleichzeitig eine nicht zu unterschätzende internationale Image-Werbung für die Deutsch-Israelische Gesellschaft.

Besonders freuen wir uns auch über die Veröffentlichung des Logos und Corporate Designs der Deutsch-Israelischen Gesellschaft in dem im März erschienenen iF yearbook 2013.



## Gedenkveranstaltung

**B**ei der Gedenk- und Benefizveranstaltung in Berlin am 28. Januar 2013 (von links): Gadi Gronich, Europa-Direktor von Hadassah; Reinhold Robbe, Präsident der Deutsch-Israelischen Gesellschaft; Gitta Connemann MdB, stellvertretende Vorsitzende der Deutsch-Israelischen Parlamentariergruppe und Vizepräsidentin der Deutsch-Israelischen Gesellschaft; Tova Adler, Holocaust-Überlebende; Harald Eckert, 1. Vorsitzender von Christen an der Seite Israels und der Initiative 27. Januar; Gita Koifman, Holocaust-Überlebende; Jacob Snir, Delegierter des Keren Hayesod in Berlin. ■



**A**us Anlass des 15-jährigen Bestehens des AJC Berlin Ramer Institute fand am 01. Februar vor 300 ausgewählten Gästen aus Politik und Gesellschaft eine Festveranstaltung im Hotel Adlon statt. DIG-Präsident Reinhold Robbe beglückwünschte Deidre Berger, Direktorin der Berliner Dependence des American Jewish Committee und würdigte die Leistung der ersten und bisher einzigen amerikanischen-jüdischen Organisation für den außergewöhnlichen Beitrag zum Ausbau der deutsch-israelischen Beziehungen. Bundesaußenminister Guido Westerwelle sprach im Rahmen der Jubiläumsfeier ein

Grüßwort und würdigte dabei auch die Gründer des Berliner Büros Larry & Lee Ramer, die beide mit dem „Ernst Cramer Award For Outstanding Contributions to American German-Jewish Understanding“ ausgezeichnet wurden. Lawrence „Larry“ Ramer, der im vergangenen Jahr verstarb, schlug Ernst Cramer bereits 2010 für den Award selbst vor. In Ehren der beiden Gründer verlieh das AJC Berlin Ramer Institute zugleich den Ramer Award an Ahmad Mansour, der sich im Projekt „Heroes“ für Gleichstellung, Demokratie, Toleranz und gegen Antisemitismus einsetzt.“ ■

## Junges Forum: Dritter greenXchange

**B**as Austauschprogramm für Young Professionals zu ökologischen Fragen des Keren Kayemet LeIsrael geht in seine dritte Runde. Das auf der vom Jungen Forum organisierten Deutsch-Israelischen Zukunftswerkstatt initiierte Programm wird in diesem Jahr vom 6. bis 14. Oktober in Israel stattfinden.

Angesichts enormer Herausforderungen des 21. Jahrhunderts insbesondere in Umwelt- und Nachhaltigkeitsfragen, möchte der greenXchange die deutschen und israelischen Perspektiven zusammenführen und an gemeinsamen Projekten arbeiten. 24 Teilnehmende aus Israel und Deutschland werden aus erster Hand über ökologische Herausforderungen in beiden Ländern, Umweltschutzmaßnahmen, grüne Technologien und umweltpolitische Initiativen lernen.

Das Alumni-Netzwerk will eine langfristige Kooperation beider Länder ermöglichen. ■

Weitere Informationen sowie Bewerbungsvoraussetzungen findet ihr hier: <http://greenxchange.de/>. Bewerbungsschluss ist der 5. Mai 2013.

Lukas Welz

## Avi Primor zu Israel nach den Wahlen

**Bielefeld:** Am 4. Februar sprach der ehemalige Botschafter Israels auf Einladung der DIG AG Bielefeld und der Jüdischen Kultusgemeinde Bielefeld in der Bielefelder Synagoge vor ca. 250 Zuhörern über ein Thema, das offensichtlich viele interessierte: Israel nach den Wahlen.

keine Wende im Nahostkonflikt bedeute. Der Friedensprozess sei kein Thema im Wahlkampf gewesen, von immenser Bedeutung dagegen sei für die Israelis eines: Sicherheit – und nur damit, mit der Garantie für die Sicherheit der Israelischen Bevölkerung, sei eine Wende im Nah-



Paul Yuval Adam, Vorsitzender der Jüdischen Kultusgemeinde, Avi Primor, Botschafter a.D., Dr. Klaus Kreppel, 2. Vorsitzender der DIG-AG Bielefeld

In einem stringenten, spannenden und informativen Vortrag analysierte Primor zunächst kurz das Wahlergebnis, das zwar eine Richtungsänderung der Politik, aber

ostkonflikt möglich. Anhand des legendären Friedensvertrags mit Ägypten und Präsident Sadat erläuterte der 77-Jährige, wie die Israelis ‚ticken‘ und wie die Be-

völkerung, die seit Jahrzehnten einen dauerhaften Frieden herbeisehnt, Druck auf die Regierung ausüben könnte. Beide Gesellschaften, die israelische und die arabisch/palästinensische, hätten sich geändert und würden heute eine wesentlich pragmatischere Einstellung zeigen, mehr ‚was machbar ist‘, als das, was für ‚wünschenswert‘ galt. Auch die wirtschaftliche Entwicklung wies diesen Weg, damit weniger Geld in Sicherheit oder an die Ultraorthodoxie („Zünglein an der Wage“) fließe und so mehr Kapital für Investitionen und Soziales zur Verfügung stehe.

Eine wesentliche Rolle spielen nach Ansicht Avi Primors in diesem Prozess die Einmischung der USA mit Unterstützung der internationalen Gemeinschaft, denn alleine, so Primor, könnten oder wollten die beiden Lager nicht zu einem tatsächlichen Frieden kommen.

Auch in der anschließenden Diskussion, die der stellvertretende Vorsitzende der DIG AG Bielefeld, Dr. Klaus Kreppel, moderierte, betonte der ehemalige Botschafter, dass ‚Frieden im Nahen Osten ein dringendes amerikanisches Interesse‘ sei.

Ein rundum gelungener Abend mit einem ausgezeichneten und aufschlussreichen Vortrag, mit vielen Denkanstößen und einer einprägsamen Skizze eines möglichen Weges zu einem stabilen Frieden im Nahen Osten. ■

*Katharina Lustgarten*

## 20. Geburtstag der AG Rhein-Neckar

**Mannheim:** Dem Vergleich mit dem Samenkorn, aus dem ein Baum erwachsen ist, mochten alle zustimmen: Beim Festakt zum 20. Geburtstag der DIG Rhein-Neckar, Mannheim am 17. März in der Lanz-Kapelle Mannheim zogen der Vorsitzende Hannes Greiling sowie die Festredner und Gratulanten eine überaus positive Bilanz der Vereinsarbeit.

Es sind die zwischenmenschlichen Verbindungen und Freundschaften im Kleinen, die die DIG maßgeblich unterstützt, das wurde bei der Veranstaltung am Sonntagmittag deutlich. In einer Videobotschaft brachte es Dr. Dudi Goshem, Rektor der High-School Kiryat Haim, neben Yona Yahav, Oberbürger-

meister in Haifa, auf den Punkt: „Wie gut ist es, in Mannheim echte Freunde zu haben. Ich fühle mich dort fast so wohl wie zu Hause in Israel – und ich bin gewiss, dass das, was wir gemeinsam machen, wichtig ist für unsere Städte.“ Ein Schüleraustausch mit dem früheren Tulla-Gymnasium hatte 1984 das Fundament der Beziehungen von Mannheim zu Haifa gelegt. Dort liegen auch die Wurzeln der DIG, verbunden mit dem besonderen Engagement der verstorbenen Initiatoren Johannes Barth und Siegfried Vergin. Durch den Einsatz der Jüdischen Gemeinde, der Gesellschaft für Christlich-Jüdische Zusammenarbeit sowie des Fördervereins Städtepartnerschaft wur-

den die Beziehungen fortgesetzt, die im Jahr 2005 zu einer Städtefreundschaft führten und 2009 in einen Partnerschaftsvertrag mündeten.

Der Schüleraustausch, den heute die Friedrich-List-Schule und das Elisabeth-Gymnasium durchführen, wird überwiegend von der DIG getragen. Daneben fördert die Arbeitsgemeinschaft alle Aktivitäten, die die Städtepartnerschaft mit Leben füllen, betreut Besucher aus Haifa, bietet Reisen nach Israel an, organisiert Ausflüge, kulturelle Veranstaltungen und gesellschaftspolitische Vorträge. Betont wurde in den Reden die Notwendigkeit eines uneingeschränkten Bekenntnisses zum Staat Israel. Israel mache es einem manchmal nicht leicht, meinte Schoschana Maitek-Drzevitzky, Vorsitzende der



DIG-Präsident Reinhold Robbe mit dem Vorstand der AG Mannheim

Jüdischen Gemeinde in Mannheim. Denn ein Problem bleibe bei allen guten Beziehungen: Wie erreiche man einen Umgang miteinander, bei dem etwa nicht gleich geäußerte Kritik die Existenz Israels infrage stelle? Sie thematisierte aber auch, ähnlich wie Oberbürgermeister Dr. Peter Kurz, versteckten Antisemitismus. „Du bist ja als Jude ganz in Ordnung, aber, was ihr wieder mit den Siedlungen macht...“, so lauteten oftmals die Bemerkungen.

Reinhold Robbe, Präsident der DIG, verband seinen Dank für die Arbeit der AG mit dem Aufruf, sich doch in punkto Sicherheit einmal in die Lage des Staates Israel zu versetzen. Für Israel stehe das Sicherheitsthema ganz oben auf der Agenda. Und Deutschland habe seit seiner Staatsgründung begonnen, mit damals Konrad Adenauer und David Ben-Gurion Verantwortung für Israels Sicherheit zu übernehmen. ■

Bettina Henkelmann

## Anetta Kahane über legitime Kritik und israelbezogenen Antisemitismus

**Bielefeld:** Anetta Kahane, Vorsitzende der Amadeu-Antonio-Stiftung in Berlin, setzte sich in einer sehr gut besuchten Veranstaltung am 7. Februar 2013 in Bielefeld unter dem Titel „Man wird ja wohl Israel noch kritisieren dürfen ...?!“ mit legitimer Kritik an Israel und israelbezogenem Antisemitismus auseinander.

Zunächst schilderte sie ihre Erfahrungen in der DDR. Gemäß der offiziellen Linie sei der Kapitalismus die Ursache für den Faschismus. Mit der Beseitigung des Kapitalismus gebe es demgemäß auch keinen Rassismus und keinen Antisemitismus mehr. Der Holocaust an den Juden sei kein Thema gewesen. Vor allem seit den 1970er Jahren habe sich dann eine Verachtung des Staates Israel mit

allen antisemitischen Stereotypen abgezeichnet. Erst Mitte der 1980er Jahre sei man auf Israel zugegangen, weil man sich über diesen Weg wirtschaftliche Hilfe der USA erhoffte. Man habe Israel aber nicht in seiner Vielfalt gesehen, sondern das Israelbild auf den Palästinenserkonflikt verengt. Der Antisemitismus sei nur „eingekapselt“ worden.

Die westeuropäische Linke habe eine pro-palästinensische Haltung eingenommen und sehe die Palästinenser als Opfer und die Israelis als die Überlegenen. Der Kontext, Israel als demokratischer Staat mit westlicher Grundausrichtung umgeben von feindlichen, nicht demokratischen arabischen Staaten, werde übersehen.

Kritik an einem Staat sei normal, es stelle sich aber die Frage, nach welchen Kriterien eine Kritik an Israel als legitim und wann sie als antisemitisch gewertet werden müsse.

Natan Sharansky habe zur Unterscheidung zwischen legitimer Kritik und israelbezogenem Antisemitismus seinen 3 D-Test entwickelt: Dämonisierung, Doppelstandards und Delegitimierung. Anetta Kahane zitierte dazu die vom European Monitoring Centre on Racism and Xenophobia entwickelten Definitionen zum Antisemitismus im Zusammenhang mit dem Staat Israel:

- Das Abstreifen des Rechts des jüdischen Volkes auf Selbstbestimmung, z. B. durch die Behauptung, die Existenz des Staates Israel sei ein rassistisches Unterfangen.
- Die Anwendung doppelter Standards, indem man von Israel ein Verhalten fordert, das von keinem anderen demokratischen Staat erwartet und verlangt wird.



Anetta Kahane

- Das Verwenden von Symbolen und Bildern, die mit dem traditionellen Antisemitismus in Verbindung stehen (z. B. der Vorwurf des Christumordes oder die Ritualmordlegenden), um Israel oder die Israelis zu beschreiben.
- Vergleiche der aktuellen israelischen Politik mit der Politik des Nationalsozialismus.
- Das Bestreben, alle Juden kollektiv für Handlungen des Staates Israel verantwortlich zu machen.

Anetta Kahane verwies auf Studien des Instituts für Interdisziplinäre Konflikt- und Gewaltforschung an der Bielefelder Universität (Prof. Dr. Andreas Zick). Die Befragungsergebnisse zeigten eine starke Überschneidung von Antisemitismus und Israelkritik. So stimmten 68 % der Aussage zu, dass Israel gegen die Palästinenser einen Vernichtungskrieg führe.

Antisemitismus gebe es bei allen Bevölkerungsschichten. Seit Jahren versuche die 1998 gegründete Amadeu-Antonio-Stiftung (benannt nach dem ersten prominenten Opfer rechtsextremer Gewalt in Deutschland) schwerpunktmäßig junge Menschen zu erreichen. ■

G.T.

## „Wahre Freunde – falsche Freunde? Israel zwischen Solidarität und Delegitimierung“

### DIG-Neujahrsempfang in Kassel mit prominentem Gast

**Kassel:** Unter dem vorstehenden Motto stand der diesjährige Gastvortrag zum Neujahrsempfang der Kasseler DIG, der, wie schon in den Vorjahren, in den Räumen der „Plansecur“ GmbH stattfand.

Gastredner war Stephan J. Kramer, Generalsekretär des Zentralrates der Juden in Deutschland. Kramer, Jurist und Volkswirt, ist seit 1999 im Zentralrat tätig und wurde im Jahr 2004 zu dessen Generalsekretär ernannt.

Nachdem Kramer eingangs die ganz aktuelle Situation nach den Wahlen in Israel und die weiterhin angespannte Lage im Nahen Osten ansprach, vertiefte er an-

schaulich und prägnant das Thema seines Vortrages.

Auch anhand von Beispielen machte er deutlich, dass die freundschaftlichen Beziehungen zu Israel und seinen Menschen keineswegs bedeuteten, sämtliche innen- und außenpolitischen Entwicklungen billigen oder verteidigen zu müssen. Auch freundschaftlich verbundene Organisationen wie die DIG oder der Zentralrat seien nicht vorbehaltloses Sprachrohr des Staates – dies sei typischerweise Aufgabe der Diplomatie.

Er warnte jedoch zugleich, dass zuweilen Kritik geäußert werde, die im Kern

den Staat Israel insgesamt delegitimiere. Auch lassen manche Begrifflichkeiten bei näherer Analyse den Unterschied zwischen legitimer sachlicher Kritik einerseits und grundsätzlicher Infragestellung der Existenzberechtigung bis hin zu latent antisemitischen Klischees andererseits erkennen.

Berechtigte Kritik setze zudem Sachkenntnis voraus und auch, dass vergleichbare Maßstäbe angelegt werden. So sehe er selbst z.B. die aktuelle Siedlungspolitik Israels teilweise kritisch und als Erschweris für einen dauerhaften Frieden, jedoch gelte auch hier eine differenzierende Betrachtung. So habe etwa der vollständige Rückzug Israels aus dem Gaza-Streifen bislang keine Entspannung gebracht.

In Grußworten hatten zuvor Regierungspräsident Dr. Walter Lübcke, Oberbürgermeister Bertram Hilgen und der Rabbiner der jüdischen Gemeinde, Shlomo Freyshist Neujahrswünsche übermittelt und die Tätigkeit der Kasseler DIG und ihrer fast 160 Mitglieder gewürdigt. Rabbiner Freyshist skizzierte in seinem Redebeitrag auch die insgesamt sehr erfreuliche Entwicklung der über 800 Mitglieder zählenden Kasseler Gemeinde, die sich Interessierten anderer Konfessionen öffne. Bezug nehmend auf das Motto des Vortrages hob er ausdrücklich das freundschaftliche Verhältnis zur örtlichen DIG hervor.

DIG-Vorsitzender Manfred Oelsen hatte zu Beginn der Veranstaltung einige Arbeitsschwerpunkte des zurück liegenden Jahres sowie Vorhaben des Jahres 2013 zusammengefasst. Als eines der Ziele nannte er die Wiederbelebung der Jugendbegegnung zwischen der Stadt Kassel und ihrer Partnerstadt Ramat Gan.

Die Aktivitäten der Kasseler DIG genießen breite Akzeptanz und Anerkennung. So waren neben vielen Mitgliedern auch zahlreiche Persönlichkeiten des öffentlichen Lebens der Einladung gefolgt. Neben den bereits genannten Überbringern von Grußworten konnte Manfred Oelsen u.a. Stadtverordnetenvorsteherin Petra Friedrich, Bürgermeister Jürgen Kaiser, den Präsidenten der Universität Kassel, Prof. Rolf-Dieter Postlep, die Stadtdekanin der ev. Kirche, Barbara Heinrich, die Vorsitzende der jüdischen Gemeinde, Ilana Katz, den Leiter der Gedenkstätte Breitenau, Dr. Gunnar Richter, Polizeipräsident Eckhard Sauer sowie



Stephan Joachim Kramer, Generalsekretär der Juden in Deutschland, Geschäftsführer der Fa. Plansecur Johannes Sczegan, Esther Haß, Rabbiner Shlomo Freyshist, Regierungspräsident Dr. Walter Lübcke und Oberbürgermeister Bertram Hilgen



Rabbiner Shlomo Freyshist und die Vorsitzende der Jüdischen Gemeinde Kassel Ilana Katz

eine Reihe von Stadtverordneten und Mitgliedern des ehrenamtlichen Magistrats begrüßen.

Auch dankte der Vorsitzende für einen finanziellen Beitrag zur Veranstaltung, den die an der Teilnahme gehinderte Hessische Ministerin für Wissenschaft und Kunst, Eva Kühne-Hörmann zur Verfügung gestellt hatte. Wie schon in den

Vorjahren leisteten die Gäste der Bitte um Spenden zugunsten behinderter Menschen in Kfar Tikva in erfreulichem Umfang Folge, indem ein Betrag von € 1.300,- zusammen kam.

Durch mehrere Stücke des Duos Kerstin Röhn wurde die Veranstaltung musikalisch vorzüglich umrahmt. ■

Wolfgang Schwerdtfeger

## Balkan und Naher Osten

**Heilbronn-Unterland:** Auf Einladung der Deutsch-Israelischen Gesellschaft (DIG Heilbronn-Unterland) hielt der sozialde-

mokratische Bundestagsabgeordnete aus dem Wahlkreis Heilbronn, Josip Juratovic, in der Wein-Villa einen Vortrag über Par-



Josip Juratovic, MdB, Bernd Sommer, Vorsitzender DIG-AG, Dr. Michael Malt

allelen zwischen dem Jugoslawienkonflikt und der Situation im Nahen Osten.

Sehr emotional und anschaulich schilderte Juratovic den Jugoslawienkrieg Anfang der 90er Jahre des letzten Jahrhunderts. Die Schwierigkeit der Thematik liegt in ihrer Komplexität: ethnische, religiöse, ökonomische und kulturelle Aspekte waren zu beleuchten. Und immer – so Juratovic – stelle sich dabei die Frage: Wer verdient am Krieg? Im Falle von Jugoslawien nannte er beispielsweise ehemalige Generäle der jugoslawischen Armee, die am Waffenhandel in Verbund mit Geldwäsche prächtig kassieren konnten.

Und wie war die Situation der Bevölkerung? Die Menschen lebten jahrelang friedlich neben- und miteinander. Doch dann wurde nicht zuletzt durch die jeweiligen Medien (kroatische und serbische) eine Maschinerie in Gang gesetzt, deren Eigendynamik nicht mehr zu bremsen war. Für den Rest sind die paramilitärischen Verbände und das totale Versagen der ehemaligen jugoslawischen Volksarmee verantwortlich.

Es kam zur Eskalation und schließlich zum blutigen Krieg. Die Lösung des Konfliktes erfolgte von außen. Der Referent betonte hierbei die Rolle der Vereinigten Staaten, ohne deren konsequentes Eingreifen eine schnelle Lösung nicht hätte herbeigeführt werden können. Und die Europäer? Ihnen warf Juratovic zu Recht vor, keine gesamtjugoslawische Lösung angestrebt zu haben, ja nicht einmal Kriterien für eine Beendigung des Konfliktes aufgestellt zu haben – Stichwort Menschenrechte: man sprach von Völkerrecht und vergas dabei das individuelle Menschenrecht und öffnete somit dem Nationalismus Tür und Tor.

Inwiefern ist nun der Jugoslawienkonflikt mit der Situation im Nahen Osten vergleichbar? Josip Juratovic sieht auch hier eine mögliche Lösung nur als von außen kommend an. Vor allem die USA, aber auch die Europäer müssten versuchen, friedensfördernde Maßnahmen in die Wege zu leiten. Doch im Falle des Nahostkonflikts, dessen historische Wurzeln weit zurückreichen, ist die Gemengelage eine andere. Dies wurde in der – von Bernd Sommer, dem Vorsitzenden der DIG Heilbronn-Unterland, moderierten – engagiert geführten Diskussion deutlich. Die Basis einer Verständigung müsse bei Erziehung und Bildung anset-

zen und dies könne unmöglich gelingen, so ein Diskussionsbeitrag, wenn in palästinensischen Schulbüchern antisemitische Hetze und Geschichtsverfälschung betrieben werde, die nur dem Hass und der Indoktrination diene. Genau der gleiche Prozess läuft heute in den Nachfolgestaaten des ehemaligen Jugoslawiens ab. Eine Vergangenheitsbewältigung durch eine gemeinsame, von internationalen

Wissenschaftlern aufgearbeitete Geschichte, wie zum Beispiel das deutsch-französische Geschichtsbuch, kann für die zukünftige Generation von enormer Bedeutung sein.

Andererseits wurde auch auf reale Zeichen der Hoffnung verwiesen. Im Text einer Nachrichtenagentur, der den Anwesenden vorlag, wurde berichtet, dass in Eshkol, im Süden Israels, 30 palästinensische

Landwirte aus dem Gazastreifen an einer israelischen Landwirtschaftsmesse teilgenommen haben. Das Fazit dieser Messebesucher lautete: „Wenn die Wirtschaft funktioniert, sind die Menschen zufrieden und es gibt keine politischen Probleme.“ Ein Satz, dem auch der Referent Josip Juratovic in Bezug auf das ehemalige Jugoslawien voll und ganz zustimmen würde. ■

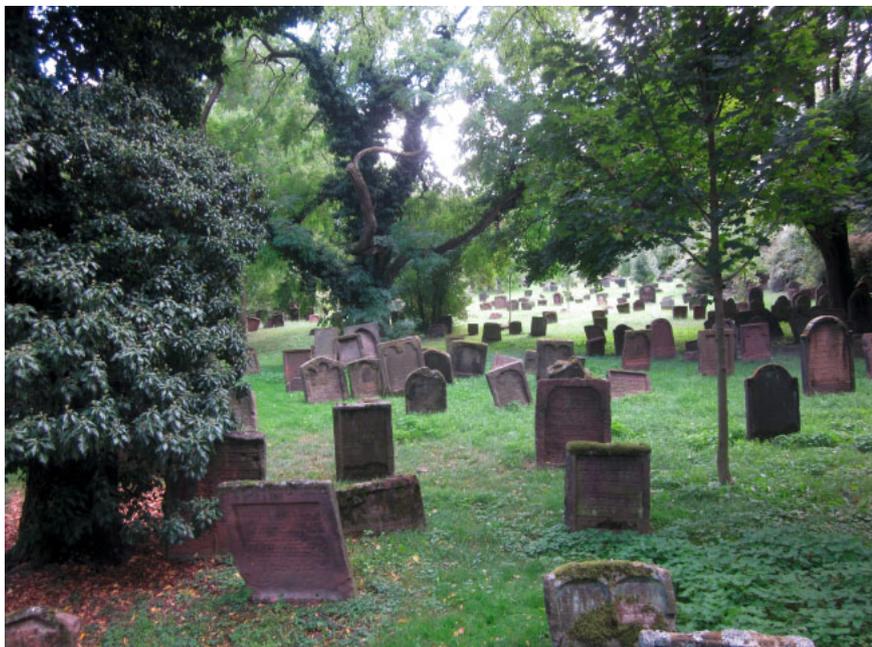
## 3-Tagestour ins „rheinische Jerusalem“

**Augsburg-Schwaben:** DIG-Mitgliedern muss man nicht erklären, welche Bedeutung die „SCHUM“-Städte im Mittelalter für das aschkenasische Judentum in Europa hatten. Aber lohnt sich die Spurensuche einer mehr als 800 Jahre alten Geschichte? Die Antwort heißt eindeutig: ja! Johannes Gersters Führung der Kasseler Arbeitsgemeinschaft durch

Mainz im Jahre 2011 gab den Ausschlag, ihn um seine Hilfe auch bei der 3-Tagefahrt der Arbeitsgemeinschaft Augsburg-Schwaben mit 40 Teilnehmern nach Mainz, Worms und Speyer zu bitten. Um es vorweg zu nehmen: eine solche Reise im DIG-Angebot ist für die Mitgliederbindung und -Gewinnung nur wärmstens zu empfehlen.

Die uralten jüdischen Friedhöfe in Worms und Mainz mit ihren berühmten Rabbiner-Gräbern u.a. von Raschi, die Mikwen in Worms und Speyer, die älteste Steinsynagoge Deutschlands in Worms und die spektakulären neuen Synagogen in Mainz und Speyer, die Judengasse in Worms, die Chagall-Fenster in der Mainzer Stephanskirche und die jüdischen Geschichten, die sich (sichtbar und nicht sichtbar) in den großen Domen von Mainz, Worms und Speyer widerspiegeln, lassen nachempfinden, warum diese drei Städte an der Rheinachse mit ihren großen christlichen Domen für das europäische Judentum im Mittelalter eine so herausragende Bedeutung erlangten und noch heute für die Juden weltweit haben. Gut, dass der Antrag auf Anerkennung als Weltkulturerbe gestellt wurde und die Kommunen inzwischen ihre jüdische Vergangenheit auch für den Tourismus pflegen. Die beiden DIG-Urgesteine Johannes Gerster und Werner Transier, der Gründungsvorsitzende der DIG Speyer und heutige Kurator des Historischen Museums der Pfalz, haben nicht nur als kompetente und charismatische Führer vor Ort begeistert, sondern auch im Vorfeld unschätzbare Dienste für das Gelingen einer solchen Reise geleistet. Beiden noch einmal an dieser Stelle ein besonders herzliches Dankeschön. ■

Dieter Munker



Worms „Der „Heilige Sand“, ältester erhaltener Friedhof Europas

## Antisemitisch? Wir doch nicht!

**Stuttgart:** Kennen Sie einen Antisemiten? Ich nicht. Ich kenne nur Leute, die alles Mögliche sind, aber eines auf gar keinen Fall: antisemitisch. Das ist in Deutschland seit dem 9. Mai 1945 Standard. Komisch nur, dass sehr viele Deutsche ausgerechnet vom jüdischen Staat wie

besessen sind. Sobald sich Israel gegen Terror wehrt, ist es oft nicht weit her mit vernünftigen Reaktionen. Schweigen wir von Nazis, Islamisten und Stalinisten, reden wir lieber von der politisch korrekten Studienrätin und dem friedensbewegten Architekten, die beide an jedem 27. Ja-

nuar und an jedem 9. November „Nie wieder!“ schwören. Anständige, intelligente Leute aus der Mitte der Gesellschaft. Da es in Deutschland bekanntlich vor lauter Freunden Israels nur so wimmelt – man denke nur an Günter Grass – gehören auch diese beiden selbstverständlich dazu. Doch ebenso wie ihren Lieblingsdichter und -denker quälen sie furchtbare Sorgen. Denn was auch immer

im Nahen Osten passiert und wie auch immer sie die Dinge drehen und wenden: Am Ende kommen sie unweigerlich zu dem Schluss, dass Israel dummerweise mal wieder alles falsch gemacht hat. Und deswegen können sie diesem Land leider, leider den Vorwurf nicht ersparen, irgendwie doch selber an seiner Lage schuld zu sein.

Nun mangelt es nicht an Tatsachen, die die Studienrätin und den Architekten eigentlich zum Nachdenken bringen könnten. So ist es z.B. kein Geheimnis, dass es noch nie in der Geschichte einen palästinensischen Staat gab und dass die Araber mit Jordanien bereits seit einem knappen Jahrhundert über 80 Prozent des ehemaligen britischen Mandatsgebiets Palästina verfügen.

Auch dass es auf den verbliebenen 20 Prozent zusätzlich bereits seit 1948 einen palästinensischen Staat geben könnte und es nicht die Schuld Israels ist, dass es ihn nicht gibt, könnten die Studienrätin und der Architekt wissen. Ebenso, dass sich Hamas, Islamischer Djihaad und Co der Taktik der menschlichen Schutzschilde bedienen.

Auch könnten sie sich die Frage stellen, warum eigentlich bis heute über 12.000 Raketen aus Gaza auf Israel abgefeuert wurden, obwohl sich Israel doch seit nunmehr sieben Jahren von dort zurückgezogen hat und einen Herzenswunsch islamistischer Terroristen und deutscher Friedensbewegter erfüllte – es hat nämlich sämtliche jüdischen Siedlungen aufgelöst.

Oder sie könnten in der Charta der Hamas nachlesen, dass die Juden an allem Unglück in der Welt schuld sind: am ersten Weltkrieg, am zweiten Weltkrieg, am Kapitalismus, am Kommunismus und, was das allerschlimmste zu sein scheint, auch an der Emanzipation der Frau. Und dass die Juden getötet werden müssen. Die Studienrätin und der Architekt könnten auch zur Kenntnis nehmen, dass die Führer des Iran ein komplett antisemitisches Weltbild haben – inklusive eingebildeter Weltherrschaftsverschwörung der Juden. Und dass die Machthaber in Teheran deswegen den jüdischen Staat ausradieren wollen.

Zwar haben die politisch korrekte Studienrätin und der friedensbewegte Architekt von alledem schon einmal gehört, schließlich sind sie ja gebildete Leute.

Aber so richtig darüber aufregen können sie sich nicht. So ernst sei das doch alles nicht zu nehmen, meinen sie, das sei „doch alles nur Rhetorik“. Will man die beiden aber so richtig aufgewühlt erleben, so muss man nur abwarten, bis sich Israel wieder einmal gegen den antisemitisch motivierten Terror wehrt. Dann beginnt das Herz der Studienrätin so richtig zu klopfen, das Blut des Architekten gerät in Wallung und sie müssen jetzt aber unbedingt und sofort einen Leserbrief schreiben und ihren Kollegen und Nachbarn mitteilen, wie schlimm es Israel mal wieder treibt.

Wie kann das sein? Die beiden sind doch nicht dumm. Und, wie gesagt, das „Nie wieder!“-Sagen haben sie auch gelernt. Sie sind – anders als ihre Eltern, Großeltern und Urgroßeltern – auch keine Nazis. Nun gut – sie wären es heute vielleicht, wenn die Alliierten nicht damals, als die Studienrätin und der Architekt noch nicht geboren waren, mit Holocaust und Nationalsozialismus Schluss gemacht hätten. Ganz gegen den Willen ihrer Eltern, Großeltern und Urgroßeltern übrigens. Damals, als Plakate an den Litfaßsäulen hingen, auf denen ein ausgestreckter Finger anklagend auf einen Juden mit dem Davidsstern zeigte. Darunter war zu lesen: „Der ist schuld am Kriege“. Denn die Vorfahren der Studienrätin und des Architekten haben Auschwitz tatsächlich damit begründet, dass die Juden ja „uns“ vernichten wollten. Es ist ein Merkmal des Antisemiten, dass er in irrer Umkehrung der Realität den Juden das unterstellt, was ihnen droht. Nichts anderes aber tat der Lieblingsdichter und -denker der Studienrätin und des Architekten, als er behauptete, Israel gefährde den Weltfrieden und wolle „allesvernichtende Sprengköpfe“ in den Iran lenken. Täuschen wir uns nicht: Ein sehr großer Teil der Bevölkerung teilt das verzerrte Weltbild von Günter Grass und Jakob Augstein. Natürlich hat heute niemand mehr was gegen „die Juden“. Zu-

mindest die gebildeten Leute nicht. Aber es fällt auf: Die anti-semitischen Großeltern wollten die Bedrohung der Juden nicht wahrhaben, bedrohten sie stattdessen selber und unterstellten „dem Juden“, er sei gierig und bösartig und beherrsche und bedrohe, obwohl zahlenmäßig so klein, die ganze Welt. Die anti-zionistischen Enkel verhalten sich gegenüber dem jüdischen Staat ganz genauso. Der moderne Antisemitismus tritt vorwiegend in Form des Antizionismus auf.

Warum glauben zwei Drittel aller Deutschen, dass der jüdische Staat den Weltfrieden gefährde? Dass Israel dasselbe mit den Palästinensern mache, was „die Nazis“ mit den Juden gemacht haben? Wer auch immer diese ominösen Nazis eigentlich waren, die Deutschen waren es scheinbar nicht. Warum glaubt man in Deutschland so gerne und allen Ernstes, dass sich der antisemitische Terror schon in Luft auflösen würde, wenn in jüdischen Siedlungen keine Häuser mehr errichtet und keine Dachgauben mehr ausgebaut werden? Ja, warum glauben so viele Deutsche eigentlich, dass ausgerechnet eine judenfreie Westbank der Schlüssel zum Frieden sei? Weil die Vorstellung, dass Israel irgendwie selber schuld sei an seinen Problemen, verbunden mit der – meistens nicht offen ausgesprochenen – Ansicht, es sei doch irgendwie besser für die Welt, wenn es diesen jüdischen Staat nicht mehr gäbe, einen Kunstgriff des eigenen Unbewussten ermöglicht: Man bewahrt zwar antisemitische Denkmuster, ist sich dessen aber nicht bewusst und kann durchaus ehrlichen Gewissens erklären, man habe nichts mit Antisemitismus am Hut. Deswegen gibt es in Deutschland so viele Leute, die vor Ressentiment gegenüber dem jüdischen Staat fast platzen und ihm die haarsträubendsten Dinge unterstellen, während sie gleichzeitig immer wieder geradezu zwanghaft erklären müssen, sie seien aber keine Antisemiten. ■

Lothar Galow-Bergemann

## Junges Statut

**N**un, da sich langsam auch das Wetter der Zeit des Jahres anpasst, gibt es Neuerungen in der Struktur des Jungen Forums der Deutsch-Israelischen Gesellschaft: Das Statut wurde der neuen Struk-

tur der Deutsch-Israelischen Gesellschaft angepasst und erneuert und bildet die künftige Struktur unserer Arbeit.

**Unsere Aufgaben und Ziele** sind dabei unveränderlich: Wir sind ein überpar-

teilicher Zusammenschluss von Freunden Israels im Alter von 14 bis 35 Jahren, die solidarisch mit dem jüdischen Staat und seiner Bevölkerung sind. Wir wollen die gesellschaftlichen, kulturellen, wirtschaftlichen und wissenschaftlichen Beziehungen zwischen Israel und Deutschland festigen und weiterentwickeln, etwa in Programmen für Young Professionals. Wir treten für die Solidarität mit dem jüdischen Staat und seinen Menschen ein. Wir sind der Überzeugung, dass die Begegnung von jungen Menschen beider Länder gegenwärtig wie auch zukünftig die Basis für die Kontakte zwischen Deutschland und Israel ist. Vor dem Hintergrund der von Deutschen begangenen Verbrechen an Jüdinnen und Juden sind wir der Verantwortung für die deutsche Schuld und Vergangenheit verpflichtet und wenden uns entschieden gegen all jene, die diese Verantwortung bestreiten. Wir wollen das friedliche Miteinander der

Kulturen, Religionen und Gesellschaften sowie das gleichberechtigte Zusammenwirken demokratischer Kräfte fördern. Die Geschichte veranlasst uns zu verantwortlichem Handeln gegen die Benachteiligung von Minderheiten, gegen Fremdenfeindlichkeit, Antisemitismus und Antizionismus sowie dem Einsatz für Freiheit, Demokratie und Menschenrechte – Werte, die Deutschland und Israel teilen. Wir möchten junge Menschen motivieren, diese freundschaftlichen Beziehungen verstärkt wahrzunehmen und aktiv zu gestalten. Neue Facetten der deutsch-israelischen Beziehungen sollen die Gegenwärtigkeit reflektieren und diese Freundschaft in der Zukunft weiter vertiefen.

#### Künftige Struktur des Jungen Forum

Junge Menschen, die die Arbeit der DIG kennen lernen möchten, aber aus vielerlei Gründen sich noch nicht zu einer Mit-

gliedschaft verpflichten wollen, können Mitglied des Jungen Forums werden, das selbst keine Mitgliedsbeiträge erhebt. Die Arbeit des Jungen Forums strukturiert sich bundesweit in den alle zwei Jahre stattfindenden Mitgliederversammlungen, die einen dreiköpfigen Bundesvorstand wählen. Der Vorstand ist für die bundesweiten Aktivitäten und das Forum insgesamt verantwortlich und dient zugleich als Sprachrohr junger Mitglieder in das Präsidium der DIG. Vor Ort ist das Junge Forum in lokalen Gruppen und Hochschulgruppen organisiert, die in Zusammenarbeit mit den örtlichen Arbeitsgemeinschaften und unterstützt vom Bundesvorstand eigene Projekte und Programme organisieren. Der Leitungskreis ist ein informeller Kreis aktiver Mitglieder, der aus dem Vorstand, den Sprechern der lokalen Foren sowie weiteren aktiven Mitgliedern besteht und die Arbeit des Jungen Forums koordiniert und unterstützt. ■

## Abschied von einem Freund – Dr. Manfred Worm 1940 - 2013

Wenn man versucht, sich einem Menschen zu nähern, ihn zu begreifen und zu verstehen, dann ist die Biografie ein wichtiger, aber nur erster Schritt. Letztlich ist das, was den Menschen ausmacht, immer auch getragen von persönlichen Eindrücken, von Wahrnehmungen und von Beziehungen.

Dr. Manfred war für mich ein treuer Begleiter, Freund und väterlicher Ratgeber und in seiner Persönlichkeit ein jüdischer Mensch, wie ihn der Talmud einfordert.

Soziales Engagement, Hilfsbereitschaft, Verantwortung aber auch Pflichterfüllung, Mut und Entschlossenheit kennzeichneten ihn ebenso wie die Fähigkeit, Persönliches von Sachlichem zu trennen, Wichtiges von Unwichtigem und bei all dem nie den Blick für das Menschliche und Soziale zu vergessen.

Manfred Worm, 1940 in Shanghai geboren als Kind jüdischer Eltern aus Halle an der Saale, kehrte nach Kriegsende 1947 mit seinen Eltern nach Halle zurück. Nach dem Schulbesuch und



Dr. Manfred Worm

dem Abitur beginnt er zunächst eine Ausbildung als Journalist. Früh bekennt er dort seine Solidarität zu Israel. Dies ist der Grund, weshalb ihm geraten wird, die DDR zu verlassen, um zu erwartenden Unannehmlichkeiten aus dem Weg zu gehen. Gemeinsam mit

seiner Frau Waltraud entschließt er sich deshalb 1960 zur Flucht. Seine neue Heimat wird Bayern. Er beginnt ein Jurastudium und tritt nach dem zweiten Staatsexamen in den Bayerischen Justizdienst ein. Zunächst wird er Richter auf Probe in München. Im Jahr 1985 Vorsitzender Richter am LG Memmingen, später dann Vorsitzender des dortigen Schwurgerichts. Ab 1982 bis 1994 gehört er dem Haupttrichterrat an. Darüber hinaus ist er seit 1990 Mitglied des Bayerischen Verfassungsgerichtshofs. Bereits 1999 erhält er das Bundesverdienstkreuz verliehen.

Im Jahr 1985 ist er Gründungsmitglied der Arbeitsgemeinschaft Memmingen und trägt als deren Vorsitzender in den folgenden 15 Jahren die Arbeit in der Region maßgeblich. Er etablierte ein vielseitiges Programm in Memmingen, initiierte eine stabile Beziehung zwischen Memmingen und Kiryat Shmona. Darüber hinaus war er auch Pate bei der Gründung der Arbeitsgemeinschaft Kempten-Allgäu. Von 1986 bis 1996 gehörte Dr. Worm dem Präsidium der DIG an und stand dort mit Rat und Tat zur Verfügung. Seine frühen Erfahrungen des Exils aber auch die Erfahrungen in der DDR haben ihn geprägt und sein lebenslanges Streben nach sozialer Gerechtigkeit, der Bereitschaft

und dem Willen, Verantwortung zu übernehmen, gefördert. Früh galt sein Engagement der Sozialdemokratie.

Er haderte mit der zögerlichen Bereitschaft – in beiden deutschen Teilen – sich mit der Aufarbeitung des NS-Unrechts zu befassen. Er litt an der mangelnden Aktivität seiner Justiz, die NS-Straftaten mit der notwendigen Nachhaltigkeit und Konsequenz zu verfolgen. Noch mehr litt er aber an der oft erlebten mangelnden Zivilcourage und Bereitschaft vieler Deutscher, sich ernsthaft mit dem historischen Unrecht, der Ermordung und Verfolgung der Juden auseinanderzusetzen.

Sein vielfältiges Engagement seit 1999 in verantwortlicher Position in der Israelitischen Kultusgemeinde Augsburg-Schwaben, zeitweise als Präsident der Gemeinde nutzte er – in Zusammenarbeit und mit Hilfe von Mietek Pemper

– um die Integration der sogenannten Kontingentflüchtlinge aus Russland, die inzwischen eine Mehrheit in vielen jüdischen Gemeinden stellen, voranzutreiben. Vorrangig galt es Lücken in der religiösen Bildung zu schließen und altingesessene Mitglieder der Gemeinde und Neuankömmlinge aneinander näher zu bringen. Während seiner Tätigkeit als Vorsitzender der Israelitischen Kultusgemeinde Schwaben-Augsburg gewann er Herrn Rabbiner Dr. Henry Brandt als Rabbiner für die Kultusgemeinde.

Dr. Manfred Worm starb am 13.01.2013 an einem Herzleiden, das seinen Anfang schon viele Jahre früher hatte. Aus seinem Ringen um Wahrheit, haben wir gelernt: Sein Einsatz für die Dinge, die für ihn und uns wichtig und wertvoll waren, kann nicht hoch genug geschätzt werden. ■

Rolf Kleidermann

## Nachruf für Franz J. Schotte s.A.

„Nur wer vergessen wird, ist wirklich tot“

Am 24. Februar 2013 hat der Ehrenvorsitzende Franz Josef Schotte sel.A. für immer die Augen geschlossen. Damit hat ein aufrechter und kämpferischer Demokrat diese Welt in der er und für die er lebte verlassen.

Jahrgang 1923 als Sohn eines bekannten Erfurter Ladenbauunternehmers geboren, erlebte er die dunkelste Epoche der deutschen Geschichte, das 3. Reich, das ihn wegen seiner jüdischen Mutter in ein Arbeitslager deportierte, aus dem er geschwächt, aber lebendig 1945 befreit wurde. Das 3. Reich war untergegangen.

Anschließend arbeitete er im väterlichen Unternehmen. Nach der Enteignung desselben durch die neuen Machthaber wurde er als Geschäftsführer des ehemals eigenen Betriebes verpflichtet.

Franz J. Schotte war der geborene Europäer, der schon sehr früh von der Idee des geeinten Europa besessen war und folgerichtig engagierte er sich sehr stark in dieser Richtung. Aber nicht nur Europa galt sein starkes Interesse, sondern auch den Beziehungen zum Staat Israel, und das nicht nur wegen seiner jüdischen Mutter, Verantwortung zu

übernehmen als Deutscher war seine Haupttriebfeder. Das war sein Bestreben, das für alle Deutschen gelten sollte. Dafür hat er immer wieder plädiert.

Schon 1988 nutzte er einen Besuch in der alten BRD, um einen bundesrepublikanischen Reisepass zu beantragen und den jüdischen Staat Israel zu besuchen. Die Polemik der SED gegen Isra-



Franz J. Schotte

el, die diesen einzigen jüdischen Staat als „zionistisches Gebilde“ bezeichnete, war ihm zutiefst zuwider. Er wollte der Hass- und Hetzpropaganda nicht glauben. Das Existenzrecht Israels war für ihn nicht verhandelbar. Das zu vertreten war sein spätes Lebenswerk und unmittelbar nach der politischen Wende ergriff er die Initiative und gründete das Komitee Thüringen - Israel.

Am 19. Dezember 1991 führte er dieses in die Deutsch-Israelische Gesellschaft, deren Vorsitzender er, mehrfach im Amt bestätigt, bis zu seinem 75. Geburtstag war.

Er war nicht allein der Initiator der Arbeitsgemeinschaft, er war der Motor, der unermüdlich für Israel und für das Verständnis der Situation des von Feinden umgebenen Minilandes kämpfte. Ein Unterfangen, das angesichts der jahrzehntelangen Anti-Israel Politik der DDR-Regierung sehr wenig Aussicht auf Erfolg hatte.

Leider tragen die heutigen Medien auch nicht zum besseren Verstehen der israelischen Notlage bei. Man ignoriert es, dass die arabischen Nachbarn Israel von allen Seiten überfallen haben, um die Juden in's Meer zu werfen. Das ist eine Tatsache, die man heute nicht mehr wahrhaben will. Die arabischen Nachbarn haben Israel immer wieder gezwungen um sein Überleben zu kämpfen. Die Nachbarn, aber nicht nur diese, denn der Iran hat keine mit Israel gemeinsame Grenze.

Mehrere gemeinsame Reisen in das Land haben uns begeistert den Aufbau- und Lebenswillen der Israeli erleben lassen und uns bestärkt darin, dass die Unterstützungsbemühungen der DIG-Arbeitsgemeinschaften in der gesamten Bundesrepublik wichtig sind und fortgesetzt werden müssen.

So war es nur zu verständlich, dass es Franz J. Schotte war, der sehr maßgeblich zur Gründung weiterer Arbeitsgemeinschaften, z. B. in Weimar und Jena beigetragen hat. Wieder war er hier die treibende Kraft. Ich kenne einige Menschen, die das Anliegen der DIG zu ihrem gemacht haben, aber keiner von ihnen tat es mit solcher Intensität wie Franz J. Schotte. Seine Stimme wird uns fehlen. ■

Wolfgang M. Nossen, Ehrenvorsitzender der Jüdischen Landesgemeinde Thüringen, Mitglied der DIG AG

## Abschied von Ilana Barnea

Am 7. Februar 2013 verstarb nach längerem Krebsleiden Ilana Barnea aus Kfar Saba.

Viele werden sich an sie erinnern: Sie war in den 90er Jahren Repräsentantin für KKL in Süddeutschland. Mit ihrer Unterstützung entstand z.B. der „Wald Baden-Baden“ im Negev.

Im Rahmen dieser Tätigkeit brachte sie z.B. Das „Yiddish Theatre“ mit Shmuel Atzmon und die Sängerin Ora Sittner nach Deutschland. Die Kultur zu fördern war ihr ein großes Anliegen. Zuhause gelang es ihr in Kfar Saba das erste Kulturzentrum zu gründen. Sie holte die großen Theater (Cameri und Habima) und Orchester, die bis dahin nur in Jerusalem, Tel Aviv und Haifa auftraten, nach Kfar Saba.

Sie leitete den Harfenwettbewerb in Jerusalem und vermittelte den Moran Chor und sein Kammerensemble aus Beit Yitzhak.

Als Vertreterin von Kfar Saba besuchte Ilana Barnea jährlich die Maifestspiele der Partnerstadt Wiesbaden. Als Nachfolgerin Leah Brakins in der Geschäftsführung unserer Schwester-Gesellschaft IDG war sie nur durch ihre Krankheit am vollen Einsatz gehindert.



Ilana Barnea

Ihre Gastfreundschaft war beeindruckend, ihre Kontaktfreudigkeit öffnete auch für mich viele Türen. Ihr Einsatz für ihre Familie war bewundernswert.

Sie war sehr stolz auf ihre 4 Kinder (ihre Tochter Merav Barnea ist eine bekannte Sängerin) und die große Enkel-schaar.

Ich selbst habe ihr viel zu verdanken und bin sehr traurig über den Verlust dieser großartigen Freundin. ■

Barbara Hoff

gebildete Muslime wohnten und durch die Übervölkerung des Viertels durch Neueinwanderer der Stadtteil seinen ursprünglichen Charakter verlor. Spannend ist der Nachweis, dass es einen inneren Zusammenhang zwischen der Politik gegenüber der arabischen Bevölkerung und den orientalischen Einwanderern gab.

So wird das Buch immer mehr zu einer ideologiegeschichtlichen Auseinandersetzung mit der Politik der alten osteuropäisch-ashkenasisch geprägten Führung der wichtigsten sozialistischen Partei (Mapai) und der von ihr dominierten Gewerkschaft, die Anfang der sechziger Jahre bereits in ihre marxistische Zukunftsgläubigkeit auch Elemente der westlichen Stadtplanung mit ihrer in der damaligen Zeit üblichen Maßstabslosigkeit und Geschichtsvergessenheit aufgenommen hatte.



## Verdrängte Nachbarn

Nun liegt die deutsche Ausgabe des 2007 vom van-Leer-Institut herausgegeben Buches der Historikerin Yfaat Weiss, die damals an der Universität Haifa lehrte und heute an der Hebräischen Universität Jerusalem das Franz Rosenzweig-Institut leitet, in einer hervorragenden Übersetzung und sorgfältigen Edition vor, die durch Karten und Einband die hebräische Ausgabe noch übertrifft.

Im Mittelpunkt des Buches steht das Gebiet „Wadi Salib“ im Südosten der Altstadt Haifas am Ostbahnhof (Ölhafen). Nicht in klassisch chronologischer Darstellung, sondern „spiralförmig“ ausgehend von den Dokumenten der Untersuchungskommission zu den blutigen Auseinandersetzungen zwischen orientalischem-stämmigen (vorwiegend marokkanischen) Einwohnern des einst

muslimisch-arabischen Stadtviertels und den staatlichen Ordnungskräften im Jahre 1959 geht die Autorin in die Vorgeschichte des Stadtteils in der osmanischen und britischen Zeit. Kaum jemand der Ursprungsbevölkerung konnte 1949 in seinen Häusern bleiben. Das Evakuierungsprogramm der sechziger Jahre mit der Umsiedlung der Neueinwandererbevölkerung in die Außenbezirke Haifas und die anschließende teilweise Zerstörung der historischen Bausubstanz führten dazu, dass diese Gegend bis heute einem Trümmerfeld gleicht.

Der hebräische Untertitel des Buches heißt wörtlich „Wadi Salib: das gegenwärtige und das verdrängte“. Verdrängt war 10 Jahre nach der Staatsgründung bereits die Tatsache, dass hier bis zum Unabhängigkeitskrieg wohlhabende und

Wer das Buch gelesen hat wird besser verstehen, warum die Spannungen zwischen ashkenasischer und orientalischer Bevölkerung erst mit dem Niedergang der Mapai ein Ende finden konnten und heute keinerlei Einfluss mehr in der israelischen Gesellschaft haben. Auch wer sich fragt, warum die einst so bedeutende Hafenstadt Haifa in den letzten Jahrzehnten mit den Entwicklungen im Raum Tel-Aviv und in Jerusalem nicht mithalten konnte, wird bei Yfaat Weiss wichtige Hinweise finden.

Das Buch geht mit einem überzeugenden methodischen Ansatz exemplarisch von der Geschichte eines Stadtteils aus und gibt dem Leser die Möglichkeit, einen besseren Zugang zur Geschichte des gesamten Gebietes der Levante von der osmanischen Zeit bis heute zu finden. Viele Fragen, die sich in der Geschichte des Staates Israel (z.B. Einwanderungspolitik nach der Staatsgründung) stellen, erhalten hier neue Antwortmöglichkeiten, die nicht dem herkömmlichen Vorstellungen zur Geschichte des Zionismus und des Staates Israel bei uns entsprechen.

Dem Verlag und dem ihn tragenden Institut für Sozialforschung in Hamburg ist es gelungen, dem deutschen Publikum ein wichtiges Werk der neueren israelischen Geschichtsschreibung zugänglich zu machen, das vielen von uns neue Einsichten für Diskussionen und Unterricht bereitstellt. Sehr empfehlenswert. ■

Roland Neidhardt

● **Yfaat Weiss, Verdrängte Nachbarn, Wadi Salib – Haifas enteignete Erinnerung, Übersetzung aus dem Hebräischen von Barbara Linner, Hamburger Edition 2012**

## Kochen in Israel: Vom Nationbuilding und der interkulturellen Verständigung

Das Private ist politisch, so lautete ein Slogan, mit dem die 1968er die Geschlechterverhältnisse in der häuslichen Welt thematisierten und die häusliche Arbeitsteilung, die den Linien der Geschlechtertrennung folgte, kritisierten. Dass das Private und das Häusliche nicht frei vom Allgemeinpolitischen ist, zeigt auch ein Blick in die Kochbücher Israels und seiner Nachbarn. Denn auch über das Kochen werden Fragen des Nationbuilding, aber auch der territoriale und nationale Konflikt mit der arabischen Welt verhandelt und Konflikte um symbolische Güter wie regional identifizierbares Essen artikuliert.

Die Alltagskultur eines Landes, seine Geschichte, seine Demografie und seine Politik hängen zusammen. So trivial diese Einsicht ist, die die Sozialgeschichte bereits vor deren alltagsgeschichtlicher Erweiterung in den 1980er Jahren auszeichnete, so sehr muss man sich dies in Erinnerung rufen, spricht man vom Kochen in Israel. Israels Geschichte begann in biblischen Zeiten und auch die jüdische Küche tradiert Wissen und Praktiken aus biblischen Zeiten.

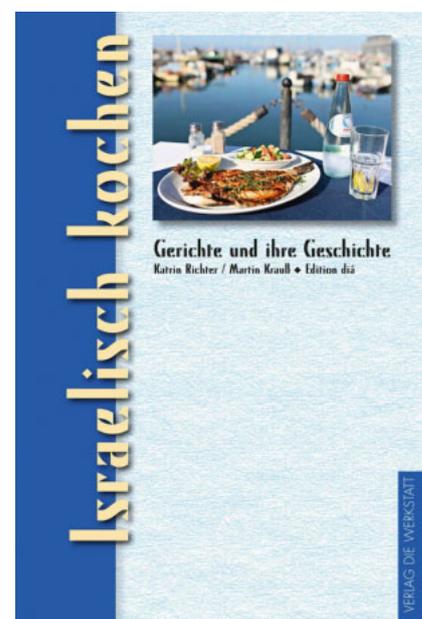
Die neue israelische Küche des Zwanzigsten Jahrhunderts ist jedoch geprägt davon, dass das zionistische Projekt zunächst ein Pionier- und Siedlerprojekt im besten Sinne des Wortes war. Bereits der frühe Zionismus vor der Staatsgründung war davon geprägt, dass Eretz Israel ein Einwanderungsland mit vielfältigen nationalen

Einflüssen war, kamen die Juden doch aus den verschiedensten Ländern und brachten ihre nationaljüdischen Küchen mit.

*Dass das Private und das Häusliche nicht frei vom Allgemeinpolitischen ist, zeigt auch ein Blick in die Kochbücher Israels und seiner Nachbarn.*

In die frühen Jahre des zionistischen Projekts datieren auch die ersten Kochbücher, die dem Geist der Zeit entsprechend zum Teil lebensreformerisch geprägt waren, jedenfalls aber bemüht waren, eine typisch israelische Küche zu begründen und dabei zwischen mediterraner Welt und vorrangig europäischer Herkunft vermittelten. Auch diese frühen Kochbücher waren ein Bestandteil des Nationbuilding, denn Nationen bedürfen der Tradition und ein Bestandteil der Tradition ist eine nationale Esskultur. Nach der Staatsgründung war die israelische Küche darauf angewiesen, mit dem Mangel an Nahrungsmitteln und der agrarischen Revolution durch die weitläufigen Bewässerungsprojekte umzugehen.

Der Redakteur der Jüdischen Allgemeinen, Martin Krauß, hat gemeinsam mit Katrin Richter in der Reihe Edition diá des Werkstatt-Verlags ein Kochbuch herausgebracht, das entsprechend dem Konzept der Reihe ebenso durch eine ausgezeichnete Landeskunde wie durch eine fundierte Warenkunde glänzt. Wer nach Kochbüchern sucht, die über die Geschichte des Kochens in einem Land ebenso wie über politische und demografische Verhältnisse informieren, kennt die Reihe schon. Dennoch ragt das Buch von Krauß und Richter aus dieser ausgezeichneten Reihe noch einmal besonders heraus. Denn es macht den politischen



Charakter des Kochens und der Auseinandersetzungen um eine nationale Küche noch einmal besonders deutlich. Dem Konflikt auf der weltpolitischen Bühne um die territoriale Integrität Israels und die Grenzen seiner Nachbarn entspricht auf der Ebene des Kampfes um symbolisches Kapital der kleine „Nahostkonflikt“ um Hummus, Taboulé, Shawarma und Falafel. In der mediterranen Küche Israels haben diese einen festen Platz und werden in Israel sowohl von jüdischen als auch von arabischen Israelis zubereitet.

Gleichwohl spielt sich seit Jahren ein erbitterter Kampf um die Urhebererschaft an den genannten Gerichten zwischen Israel und etwa dem Libanon ab. Libanesischer Agrar- und Verbraucherpolitiker politisieren den Kampf um diese Gü-

ter, die der Region ebenso gemein sind, wie der Imbiss Shawarma, und melden den Anspruch auf eine geografische Ursprungsbezeichnung – gleichsam einen Markenschutz – für Hummus, dem französischen Champagner oder dem griechischen Feta entsprechend, an. Auch beim jüngsten Staatsbesuch Barack Obamas gab es Demonstrationen in den palästinensischen Autonomiegebieten, weil Israel diesem bei einem Staatsdinner unter anderem Hummus servierte.

Welch hoher Stellenwert der Landeskunde beigemessen wird, ist daran ablesbar, dass diese ein Viertel des Buches umfasst. Sie ist kenntnisreich und gut geschrieben und wer sich für die israelische Küche interessiert, findet in ihr das eine oder andere Kochbuch erwähnt, das antiquarisch sich zu beschaffen lohnt. Die Rezepte umfassen Klassiker der israelischen Küche wie Shakshuka, Hummus und israelischen Salat, sie integrieren typisch is-



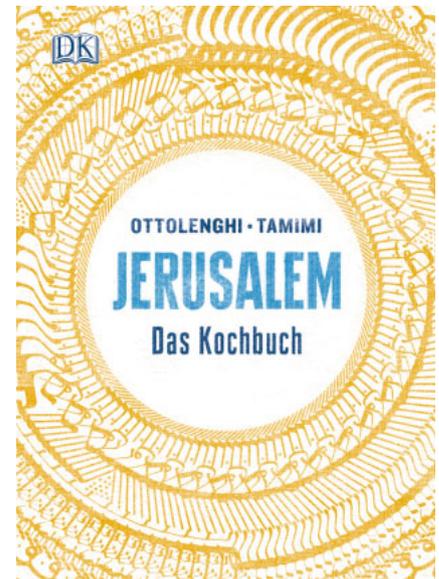
raelische Lebensmittel wie Orangen, die z. B. in einem hervorragenden Orangenhuhn verarbeitet werden, aber auch eine Abwandlung des norwegischen Gravad Lachs, der israelisch typisch mit Granatapfelsaft gebeizt wird. Auch jüdische Klassiker sind enthalten wie Tscholent in einer carnivoren und veganen Variante oder Gefilte Fisch. Die Einflüsse sefardischer Esskultur dokumentiert ein wohl schmeckendes Pilaw und auch christlich-mönchische und arabische Kochkultur sind vertreten. Die Gerichte sind durch die Bank weg einfach nach zu kochen, lassen aber auch eine gewisse Raffinesse nicht vermissen.

Wer jedoch eine noch raffiniertere israelische Küche sucht, dem sei der reich bebilderte Band von Joanna Gur empfohlen, das eine Übersetzung aus dem im israelischen Al Halshuchan Verlag erschienenen Kochbuches ist. Der Band bietet ebenfalls eine Menge Hintergrundinformationen zur Geschichte und auch in ihm findet sich die Welt des Politischen indirekt wieder, wird doch unter den Varianten des Shakshuka auch das der israelischen Armee in einem Rezept wiedergegeben. Das Buch präsentiert die „neue israelische Küche“, denn was Richter und Krauß wie auch Gur betonen, ist, dass die zunächst durch Mangel gekennzeichnete israelische Küche mit den Einwanderungswellen und dem wachsenden Wohlstand der Bevölkerung, der zur Folge hatte, das mehr Israelis umfangreichere Budgets für den Restaurantbesuch zur Verfügung hatten, differenzierter und reicher wurde.

Joanna Gur bietet für jeden Geschmack etwas und im Schlussteil des Buches präsentiert sie festliche Menüs für die jüdischen Feiertage.

Die Vielfalt der israelischen Küche ist jedoch trotz allem von der religiösen Multikulturalität Israels geprägt. Beide Kochbücher klären über den Charakter koscheren Essens auf, aber Krauß und Richter demonstrieren, dass sich die Vielfalt der israelischen Küche nicht durch die Befolgung religiöser Speisevorschriften beschränken lässt. Während diese beiden Kochbücher aus einer strikt israelischen Perspektive „erzählt“ sind, machen es sich die Kochbücher des israelstämmigen Londoner Kochs Yotam Ottolenghi zur Aufgabe, den Fusionscharakter der israelischen Küche am Beispiel der Jerusalemer Küche, für das er gemeinsam mit seinem palästinensischen Kollegen Sami Tamimi ein Kochbuch vorgelegt hat, darzustellen. Das Kochbuch ist so etwas wie ein Plädoyer für eine durch die Küchen gehende Wiederbelebung des ins Stocken geratenen Friedensprozesses und vereint Rezepte aus verschiedenen Küchen und Kulturen.

Ottolenghi ist der internationale Shootingstar der Jerusalemer Küche und seine Kochbücher ernten wichtige Auszeichnungen. Die Bücher stammen aus der Kochpraxis seines gleichnamigen Londoner Restaurants, in dem der israelische und der palästinensische Koch zusam-



menarbeiten und in dem sie sich jetzt die Küche ihrer Heimatstadt vergegenwärtigt haben. Das reich bebilderte Kochbuch glänzt mit Gemüse- und Salatrezepten, es fehlen auch nicht die Klassiker Hummus, Shawarma, Tabbouleh und Falafel, die ergänzt werden durch eine exzellente Auswahl an Suppen. Die Fotografien des Kochbuchs sind ein eigenes Standbein, denn sie fangen die alltägliche Welt des Kochens und Essens in Jerusalem und die besondere Atmosphäre des multireligiösen Jerusalems ein. Dabei schert sich der weltliche Yotam Ottolenghi wie in seinen anderen Kochbüchern wenig um die jüdischen Speisegesetze, etwa bei einer Meeresfrüchtesuppe oder einer Variante von Meeresfrüchten in Tomatensauce, die mit Feta überbacken werden. Neben den genannten Klassikern enthält es eine Vielzahl raffinierter orientalisches-israelischer Rezepte, die nach zu kochen lohnt. ■

*Dr. Johannes Platz*

● **Katrin Richter, Martin Krauß: Israelisch kochen. Gerichte und ihre Geschichte.** Göttingen: Werkstatt Verlag 2012 (Edition diá), ISBN978-89533-875-5, 16,90 €

● **Joanna Gur: Die neue israelische Küche. Eine kulinarische Reise.** Neustadt an der Weinstraße: Umschau Verlag 2007, ISBN 978-3-86528-614-7, 35,90 €

● **Yotam Ottolenghi, Sami Tamimi: Jerusalem. Das Kochbuch.** München: Dorling Kindersley 2013, ISBN978-3-8310-2333-2, 24,95 €

# Lydias Hoffnungsgeschichte

Freundliche Augen lachen mir entgegen. 83 Jahre ist Lydia. Ich treffe sie in einem Altenheim in Ashkelon. In Israel lebt Lydia seit 1989. Sie gehört zu den Frauen und Männern, die als Juden alle den Holocaust überlebt haben. Lydias Heimat war die Ukraine. Keren Hayesod, eine jüdische Sozialinstitution, hat ihr ermöglicht, nach Israel, ins gelobte Land, überzusiedeln. Jetzt genießt sie mit den vielen Heimbewohnern und Überlebenden ihren Lebensabend. Lydia spricht Jiddisch und ein gutes Deutsch. Sie hat viel zu erzählen in der Sprache, die sie seit bald zwanzig Jahren nicht mehr gesprochen hat.

Eine große Gruppe von alten Frauen und Männern freut sich auf den Besuch der Journalisten aus Deutschland. Mit Hingabe singt der Altersheimchor den Gästen zu Ehren sehnsuchtsvoll von Mütterchen Wolga und mit Schmackes ein feschtes „Hawa nagila“.

Lydia erzählt von Chernowitz, als ihre Brüder mit dem Vater in die Synagoge gingen und die Mädchen der Mutter im Haushalt halfen. Wie man zum Sabbat im alten Zuber gewaschen wurde, um sauber mit den Eltern den Festtag zu begehen.

1940 hat Lydia geheiratet. Da war sie 17. Der Krieg begann, die Deutschen marschierten ein, ihr Mann wurde eingezogen. Sie sah ihn nie wieder. Sie erinnert sich noch genau, als die Soldaten ins Dorf einmarschierten. „Es gab ein furchtbares Geschrei mitten in der Nacht. Die Leute rannten panisch aus ihren brennenden Häusern, angesteckt von den Soldaten.“ Einige wurden erschossen. Andere flohen mit fast nichts am Leib. Lydia, mittlerweile schwanger, floh mit ihrer Familie nach Podolsk.

Als ihre Mutter Lydia wenig später bat, Wasser zu holen, wurde sie von zwei Soldaten von der Straße in einen Keller verschleppt und vergewaltigt. Wie sie das überlebt hat, weiß sie nicht. „Ohne meine Mutter hätte ich das nicht geschafft“, meint Lydia. Nach kurzer Zeit ging die Flucht der Familie weiter. Der Vater und einer der Brüder wurden als Juden gefangen und mit mehr als 33.000 Juden im Wald von Babyn Jar im September 1941 erschossen.

Ich schaue Lydia an und weiß nicht, was ich sagen soll. Der Schmerz drängt zu ihren Augen und sie kann ihn nicht wegschicken. So lange ist das schon her, aber vergessen hat sie das alles nie. Und ich muss erleben, dass alles noch viel schlimmer kommen kann. Im

Winter begannen ihre Wehen. Lydia brachte einen Sohn in Eiskälte zur Welt. Da kam ein deutscher Soldat, nahm ihr neugeborenes Kind und legte es in den Schnee. Lydia musste zusehen, wie es erfror. Danach warf er das „jüdische Bündel“ weg. „Ich habe alles gesehen, konnte mich aber nicht bewegen.“

Als der Krieg endlich vorbei war, siedelten ihre Mutter und die Brüder um nach Israel. Lydia blieb und wartete auf ihren Mann. Vergeblich. Zwanzig Jahre später heiratete Lydia ein zweites Mal. 1989 siedelten auch sie um nach Israel und sind glücklich.

Dann steht Lydia auf und fragt schüchtern: Kann ich ein Gedicht aufsagen? „Na sicher“, sagen wir einstimmig verwundert. Dann rezitiert die alte jüdische Frau aus der Ukraine mit klarer Stimme:

„Ich weiß nicht, was soll es bedeuten, dass ich so traurig bin, ein Märchen aus uralten Zeiten, das kommt mir nicht aus dem Sinn. Die Luft ist kühl und es dunkelt, und ruhig fließt der Rhein; der Gipfel des Berges funkelt, im Abendsonnenschein.“

Natürlich alle drei Strophen. Am Schluss heißt es dann: „Und das hat mit ihrem Singen, die Loreley getan.“

Ich weiß nicht, ob ich heulen oder weinen soll. Was haben Menschen einander angetan? Wie haben Menschen dieses Leid durchgestanden. Woher kam die Kraft und die Hilfe, um zu überleben.

Für Lydia und ihre Glaubensbrüder war es die Verheißung des Propheten Jesaja, der ihrem Volk sagt: „Das geknickte Rohr wird Gott nicht zerbrechen, und den glimmenden Docht wird er nicht auslösen. Denn ich bin der Herr, dein Gott, der Heilige Israels, dein Heiland.“

Lydia hat diese Hoffnung mit vielen anderen aufrechterhalten. „Die Erinnerung ist die Amme der Hoffnung“, sagte einst die Theologin Dorothee Sölle. Allein vergessen, was war, führt zur Hoffnungslosigkeit, würde auch bedeuten, neue Schuld auf sich zu laden und den Toten ihre Würde zu nehmen. Außerdem, die Erinnerung an die Vergangenheit macht wachsam gegen jede neue Blut- und Bodenideologie.

Sagen wir das den jungen Menschen, die solcher Ideologie wieder verfallen. „Wo keine Erinnerung ist, wird das Volk wild und wüst“, heißt es im Alten Testament.

Ich bin dankbar über Lydias Lebensgeschichte – eine Hoffnungsgeschichte.

Text: Reinhard Heubner/Kassel

Am 8. April 2013 begeht man in Israel den Holocaust-Gedenktag. Heute leben in Israel noch über 200.000 Holocaustüberlebende. 80.000 davon leben unter der Armutsgrenze. Es wohnen heute ca. 60.000 Mitbewohner in über 20.000 Wohnungen von „Amigour“, die von Keren Hayesod finanziert werden.

Mehrere ehemalige Absorptionzentren werden heute in Seniorenwohnheime umgewandelt und dies benötigt teurere Sanierungen.

Wir wenden uns heute an Sie mit dem Aufruf, den Holocaustüberlebenden mit Ihrer Spende zu helfen. Was kann mit Ihrem Geld gemacht werden?

- 5.000 EUR Vollsanierung einer Wohnung im Seniorenwohnheim.
- 600 EUR Unterkunft eines Holocaustüberlebenden im Seniorenwohnheim während eines Jahres. (50 EUR im Monat)
- 180 EUR Jährliche Gesundheitsversicherung von einem Holocaustüberlebenden (15 EUR im Monat)

**KEREN HAYESOD - Ihre Spende ist Israels Stärke**



**קרן היםוד**  
VEREINIGTE ISRAEL AKTION

Überweisen Sie bitte Ihre Spende auf unser Spendenkonto mit dem Vermerk „Amigour“.

**Keren Hayesod**

Bank für Sozialwirtschaft

BLZ: 100 205 00 / Kto-Nr.: 3211200

IBAN: DE51100205000003211200